DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR

KUNST UND LITTERATUR

JUNI 1903

1909.3834

CHARLOTTENBURG
BUCH- UND KUNST-HANDLUNG
DER EIGENE
ADOLF BRAND & CO.

4.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

MOTTO:

Der Freund sei Euch das Fest der Erde!

FRIEDRICH NIETZSCHE.

DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR, KUNST UND LITTERATUR

HERAUSGEBER: **ADOLF BRAND** ○ CHARLOTTENBURG.

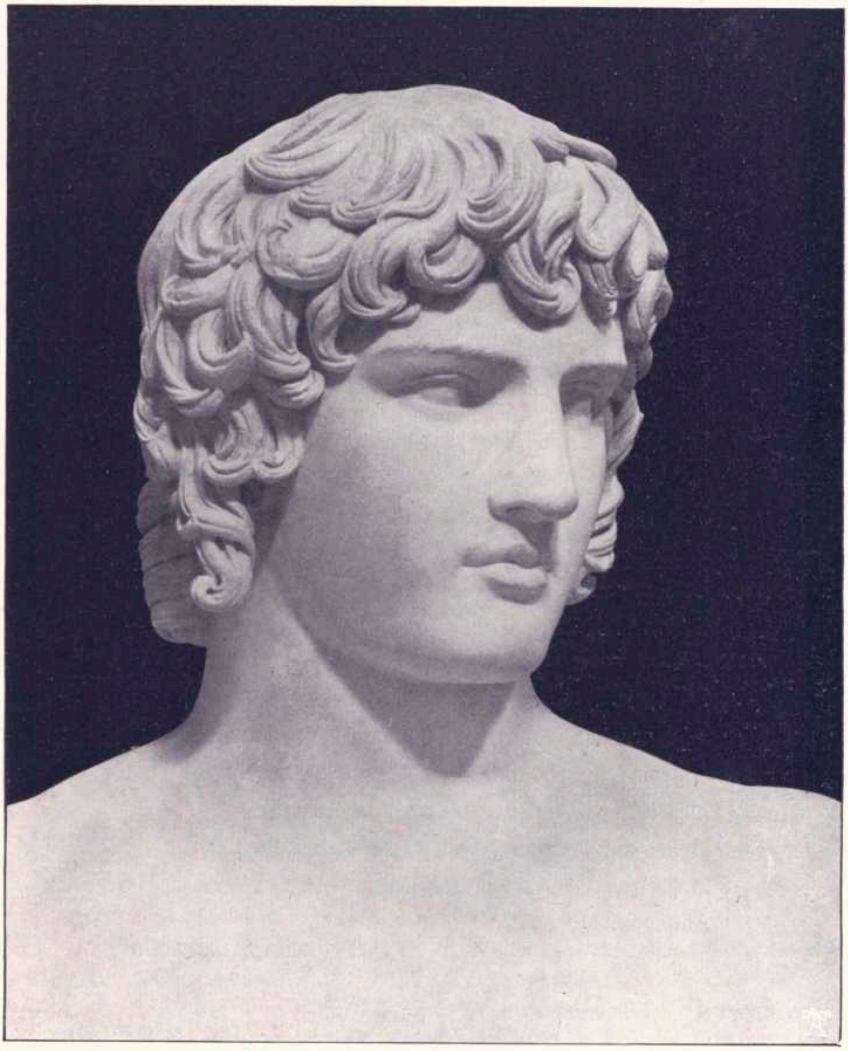
JUNI 1903

INHALT:

Motto von Friedrich Nietzsche ○ Seite 362 ○ „Antinous", Kopf, nach einer Reproduktion der „Neuen Photographischen Gesellschaft" in Steglitz ○ Seite 365 ○ „Antinous", Standbild vom Kapitol, Gedicht von Frido Lindemann ○ Seite 366 ○ „Antinous" Skizze von Peter Hille ○ Seite 367 ○ „Sophokles" — „Michel Angelo" — „William Shakespeare" von Peter Hille ○ Seite 368 ○ „Auf einen schönen Knaben", Gedicht von Frido Lindemann ○ Seite 370 ○ „Fischerknabe", Kunstblatt, nach einer Statue des dänischen Bildhauers Wilhelm Bissen ○ Seite 371 ○ „Freundschaftsweihe", Erzählung von H. C. Andersen, deutsch von Otto Wetter ○ Seite 373 ○ „Hirtenknabe", Kunstblatt, nach einer Statue von Wilhelm Bissen ○ Seite 381 ○ „Unterwegs", Gedicht von Wulf Schwerdtfeger ○ Seite 383 ○ „Schlußakkord", Gedicht von Wulf Schwerdtfeger ○ Seite 384 ○ „Herder über die Schamhaftigkeit der Griechen und Virgils" ○ Seite 385 ○ „Speerwerfer", Schlußvignette von Fidus, mit Erlaubnis der modernen Sportzeitschrift „Kraft und Schönheit" ○ Seite 390 ○ „Achilleus", Kunstblatt, nach einer Statue von Wilhelm Bissen ○ Seite 391 ○ „Frauenbewegung" und männliche Kultur", Aufsatz von Edwin Bab ○ Seite 393 ○ „Läufer", Schlußvignette von Fidus, mit Erlaubnis der modernen Sportzeitschrift „Kraft und Schönheit" ○ Seite 407 ○ „Schwarze Nächte", Gedicht von Max Mayer ○ Seite 408 ○ „Der Liebling des Spartacus", Kunstblatt, Gruppe des französischen Bildhauers Barrias ○ Seite 409 ○ „Ist es nötig?", Novelle von Diogen ○ Seite 411 ○ „Tänzer", Kunstblatt von Fidus ○ Seite 417 ○ „Fidus", Essay von Dr. Hans Bethge ○ Seite 419 ○ „Im Strudel der Hauptstadt verloren", Gedicht von Amand Ernesti ○ Seite 424 ○ „In Sanssouci", Gedicht von Orestes ○ Seite 425 ○ „Friedrich der Große", Schlußvignette, nach einer alten Zeichnung ○ Seite 427 ○ „Bergnacht", Gedicht von Adolf Brand ○ Seite 428 ○ „Bücher und Menschen" ○ Seite 429 ○ „Die Gemeinschaft der Eigenen", Vereinsnachrichten ○ Seite 431 ○ Inserate ○ Seite 432 ○

Jahres-Abonnements nehmen alle Buchhandlungen entgegen zum Preise von **12 Mark** für die zwölf Monats-Hefte, deren Gesamtinhalt 50 Druckbogen umfassen wird. Einzelnummern sind für **1.50 Mark** zu beziehen.

ADOLF BRAND & CO.
BUCH- UND KUNST-HANDLUNG
DER EIGENE
Charlottenburg, Wilhelmplatz 1 a.



ANTINOUS

STANDBILD VOM KAPITOL

ANTINOUS

STANDBILD VOM KAPITOL

Du sprichst von Nächten, da wir sehnend bebten
Im matten Hauch des mondbeglänzten Hügels,
Mit langen Blicken durch die Täler schwebten,
Den weichen Glanz des nahen Wasserspiegels
Und durch verlockend kühle Wolkenweiten,
Die wir in Nebeldünsten ahnen konnten!

Du sprichst von jenen unvergessnen Zeiten,
Da wir uns südlich auf den Hügeln sonnten,
Von jenen leisen Gärten und Palästen,
Wo schöne Frauen sich in Sehnsucht härmten,
Und von den Pracht- und Sieges-stolzen Festen,
Da wir im Rausche durch die Nächte schwärmten! —

Du sprichst von dem Geliebten, und Du denkst,
Wie er Dein Haupt, das Du erinnernd senkst,
Umwand im abendlichen kühlen Fächeln
Des leisen Windes mit dem Lorbeerkranz — —
Daher auf Deinem Mund das süßverklärte Lächeln,
In Deinen Gliedern dieser Glanz —
Antinous!

FRIDO LINDEMANN

ANTINOUS

Im großen Reich die ferne, dumpfe Provinz. Am Welthof der Cäsaren, die Seele bei der Sklavenmutter, der Sklavenschwester.
Wie drückend die es haben mögen?

Und Hadrian wehrt so verdrießlich ab die mehr mit den Augen und um den Mund, als mit den Lippen flehenden Wünsche: die Heimat hierher zu bekommen!

Er will keine eigene Welt um den Knaben, der ihm eine Welt sein soll!

Und das große Römerreich, wie weit es hält; und der Gram mit dem Grämlichen; die frischfremde Ehrfurcht vor dem Eigenen, Feinen, Tiefen; unbefriedigt ein alle Künste und Wunder durchblätterndes Härmen; alle Die, die zu dem zärtlichlaunischen Machthaber wollen und seelisch nicht zugelassen werden; dieses Welken von dem feierlichen, feindselig verschlossenen Welken, dieses Entsetzen vor der müdschrillen Stimme — und wie er nach Mädchen verlangt und wie diese kichernd wie vor was Unreinem vor ihm fliehen! verächtlich weitereilend, nicht lockend versagend — wie er selbst sich so sonderbar ist, so einzig! . . . . und bald dann nimmt auch er ab und wird nicht mehr sein oder was ganz Häßliches, wie verbrauchter Hausrat Fortgeworfenes. So, das Alles ohne es zu wissen, in sich, schreitet er wie eine Elegie, wie ein erlesenes Gedicht, wie ein verhaltener Tanz sich wiegend auf Hüften, die von zögernder Trauer einer Vollendung gewölbt sind und die sinnend des Vergänglichen inne ist, so elegisch schreitet Antinous in den wärmlich schwellenden, befruchtend bebenden Nil, den Fluß geheimnisvollen Quells, der sich als Meer sieht und keimend als Erde fühlt; so schreitet der Jüngling, der verwirrt sich als Weib findet, in dem zu große Schönheit Kampf hat, in den Nil!

Nah dem Sphinx bringt er dem Flusse ein Rätsel, das er nicht lösen kann: seinen Leib!

Und röter und röter wand sich die schauernde Fläche wie von Blut.
Antinous sank, die Sonne steigt! — —

PETER HILLE

SOPHOKLES

Der Areopag lauscht.

Kristallklar klingen die edelwuchtigen Tetrameter. Wie Vögel des Zeus und des weissagenden Apollo flattern die Chöre auf, die groß wie ein Schicksal sich lösen und binden.

Und so wiegt sich der lesende Greis stark und gelind auf der tragenden Anmut seines großen Werkes.

Sogar der Atem des Lebens wartet in der fühlenden Brust, um nicht zu stören den friederauschenden Lösesang des Ödipus von Kolonos.

Weihe der Andacht im Richtsaale des Areopags.

Sophokles hat geendet.

„Hier, ihr Richter, meine Verteidigung! —

Ist das Werk besonnen oder ist es das Torenwerk eines Mannes, der von Sinnen ist, der der Verwaltung seines Vermögens enthoben und entmündigt werden mußte?“

Nun wandte der Sprecher sein ätherhelles, weltüberhobenes Auge zu der Stelle, wo vier schwarze Augen scheu den Boden suchten. Deutend frei hob sich sein Arm aus schneeweißer Chlamys; denn seine Brust hatte nichts zu verbergen. Auch das Alter nicht. Seine Glieder waren hell und frisch und wie fernes Feuer blühte sein mächtiges Haupt durch das feingekräuselte Haar, das wie Asche auf klarer Glut war.

„Und gab ich dem Knaben, der mir den Becher einschenkte, ein Talent, so waren seine Lippen mir junge Rosen, so habe ich von seinen Lippen nur Schönes und Liebes gehabt.

Was aber erhielt ich Freundliches von euch, die ihr Alles haben wolltet, was mein ist?

Was gabt ihr mir, meine Söhne?

Vielleicht, daß ich hier bin?“ — — —

Der Älteste der Richter erhob sich:

Wie konnten wir uns wohl erkühnen, über dich zu Gericht zu sitzen?

Wir sagen nun: wir sind nicht würdig, dich frei zu sprechen, Vortrefflicher!

Aber verzeihe uns, o Freund der Götter, wir handelten nach dem heimischen Nomos, nach der Väter Satzung, die auch dir heilig ist.“

In froher Würde und klarem Jünglingsfeuer allergossenen Geistes gab der Greis zurück:

„Gern ihr Männer, willfahr ich euch.

Selig die Stadt, die sich Richter weiß, denen die erhabene Dichtung Beweis wird.“

Der Richter aber erhob die Rechte: „Selig der Achtzigjährige, der ein Höchstes schrieb und sprach wie er! Solange du weilst, Vortrefflicher, kann es der Stadt nicht fehlen, deren Sohn du bist. Denn so lange ist sie der Liebe der hehren Athene sicher. So möge denn Zeus“, betend hob er und mit ihm alle betend die Arme, „so möge denn Zeus dein Leben schonen, unseres Ruhmes Edelsten!“

MICHEL ANGELO

So laß mich mit dir ruhen, du kulturherber Stein, du Leib der Stärke, der du türmst und wälzest alle Wucht des Leibes und der Seele, auf dem starken Nacken Tempel trägst zu Ehren des Allmächtigen!

WILLIAM SHAKESPEARE

„Was er mit dem Jungen nur hat?
Es ist nicht mehr richtig mit ihm!“

Ja, der frische, dumme Tom, der Aufwärter im „goldnen Apfelbaum“, er war dem, forschend ins Entfliehende starrenden Auge das wankende Weltgebäude, mit stark und groß und unvermeidlich sich austuenden Menschen, und der Schauder vor der vornehmen Seele des Freundes, da er sein Volk da drinnen dichtete!

PETER HILLE

AUF EINEN SCHÖNEN KNABEN

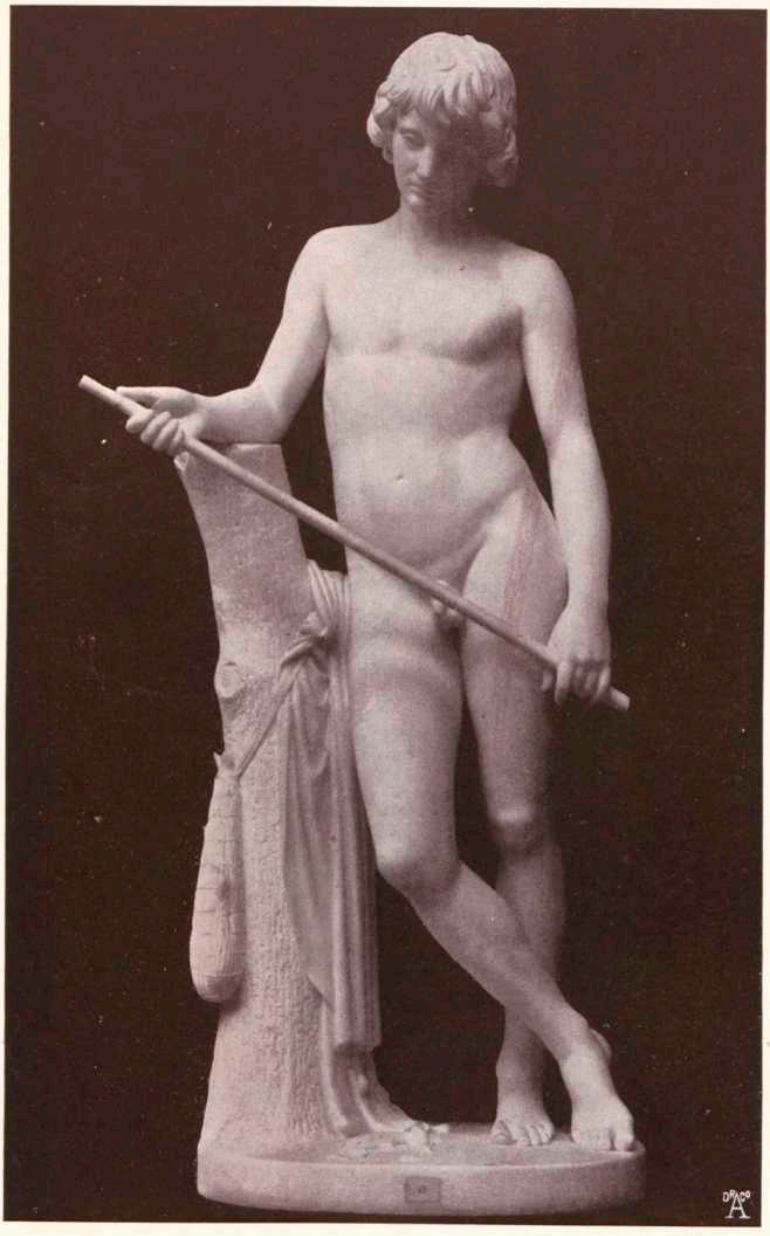
Wie gerne ruhn meine Blicke auf dir,
du Knabe mit deinem verwirrten Haar
und mit deinem träumenden Augenpaar —
wo bist du gewesen die lange Nacht?
was hast du geträumt? ich träumte von dir,
und du hast gewiß nicht an mich gedacht! —

Du schöner Knabe, o gingst du mit mir,
zu spinnen mit mir verzauberte Träume:
wir gingen langsam durch blumige Räume,
und Märchenprinzesschen kämen gegangen
und pflückten Blumen und schenkten sie dir,
mit leisem Lächeln auf lieblichen Wangen!

Und flögen fort durch die leuchtende Luft —
da blinkt es am Himmel wie Feiertag
und glänzte wie Gold in dem klaren Bach,
und wir — wir träumten, wir liebten uns,
und träumten von Farben, von Glanz und Duft
und träumten im Traume, wir liebten uns! — —

Du kennst mich nicht und beachtest mich nicht,
du Knabe mit deinem verwirrten Haar
und mit deinem träumenden Augenpaar —
du kennst nicht mein kostbares Glück, dich zu sehen;
du ahnst auch die heimlichen Gluten nicht,
und antwortest kalt meiner Blicke Flehen!

FRIDO LINDEMANN



FISCHERKNABE
WILHELM BISSEN

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

FREUNDSCHAFTSWEIHE

Von einer kleinen Reise eben zurückgekehrt, wächst schon unser Verlangen nach einer größeren. Aber wohin? Nach Sparta? — Mycene! — Delphi! Hundert und hundert Orte gibt es ja, deren Namen das Herz vor Reiselust pochen machen. Da geht es hoch zu Roß die Bergsteige hinan, über Strauch und Busch, und wie eine Karavane reist da ein Einzelner. Er selbst an der Spitze mit seinem Argojat; ein Lastpferd trägt Koffer, Zelt und Proviant und einige Soldaten folgen zu seinem Schutz. Kein Wirtshaus mit molligem Bett empfängt ihn nach der mühevollen Tagereise. Da ist ein Stück Leinwand sein einzig Dach inmitten der großen, wilden Natur; der Argojat kocht den Pilaf zum Abendmahl; unzählige Mücken umsumsen das kleine Zelt, das der Reisende nach unruhiger Nacht wieder verläßt, um morgens früh seinen Weg durch hochgeschwollene Flüsse fortzusetzen! Hei! Nun sitze fest auf deinem Pferd, daß dich die Flut nicht fortspühle.

Und welcher Lohn für diese Beschwerden? Ja, der größte — herrlichste! Hier offenbart sich die Natur in ihrer ganzen Macht; jeder Fleck Erde ist historisch; — mit dem Auge genießt der sinnende Verstand. Wohl kann der Dichter davon singen, der Maler in reichen Bildern es wiederspiegeln, aber der Duft der Wirklichkeit, der für immer eindringt in die Gedankenwelt des Beschauers, den vermögen beide nicht wiederzugeben.

Der einsame Hirte droben im Felsengebirge könnte vielleicht besser als alle Reisebeschreibungen durch eine einfache Erzählung aus seinem Leben dir die Augen öffnen und dich das Land der Hellenen mit einzelnen, schlichten Strichen schauen lassen.

So möge er reden! Von einem Brauche, einem schönen eigen-

tümlichen Brauch soll der Hirt vom Berge uns berichten: Von der Freunschaftsweihe.

Aus Lehm war unsre Hütte zusammengekleistert; doch gerippte Säulen, dort gefunden, wo man das Haus baute, rahmten die Türe ein. Das Dach, fast bis zur Erde geneigt, war nun häßlich und altersgebräunt; doch blühender Oleander und frische Lorbeerzweige von jenseits der Berge deckten es, da man es errichtete. Eng war es um unsre Hütte; steil, nackt und schwarz strebten die Felswände empor, und oft hingen Wolken wie weiße lebende Gestalten auf ihren Gipfeln. Nie hörte ich da Vögel singen; nie tanzten hier Männer zu den Tönen der Sackpfeife; aber heilig war die Stätte von Alters her; noch kündet der Name davon: Delphi heißt sie ja! Schneebedeckt lagen die finstern, ernsten Bergriesen, und der höchste, der am längsten in der roten Abendsonne erglühte, war der Parnaß. Den Bach, geheiligt einst auch er, der nahe bei unsrer Hütte vorbeischoß, trüben nun der Esel Hufe; doch er eilt weiter und bald ist er wieder klar. O, wie entsinne ich mich jedes Flecks und seiner heiligen, tiefen Einsamkeit! Mitten in der Hütte wurde das Feuer angezündet, und wenn die heiße Asche hoch und glühend zurück blieb, darin das Brot gebacken. Lag aber der Schnee rund um unsre Hütte, daß sie beinahe darin vergraben war, dann erschien mir meine Mutter am frohesten. Dann nahm sie mein Haupt zwischen beide Hände, küßte mir die Stirne und sang Lieder, die sie sonst nie sang, denn die Türken, unsre Herren, mochten sie nicht leiden. Und sie sang:

„Auf dem Gipfel des Olymps, im niedern Fichtenwald, saß ein alter Hirsch. Seine Augen waren schwer von Tränen, von roten, ja grünen und blaßblauen Tränen, die er weinte. Kam vorbei ein Rehbock: „„Was ist dir doch, daß du so weinest, weinest rote, grüne, ja blaßblaue Tränen?“ „„Der Türke ist kommen in unser Dorf; wilde Hunde hat er zur Jagd, einen gewaltigen Haufen.“ „„Ich jage sie über die Inseln““, sprach der junge Rehbock; „„ich jage sie über die Inseln in die tiefe See““. Aber ehe der Abend niedersank, war der Rehbock getötet, und ehe die Nacht kam, lag der Hirsch gejagt und tot“.

Und wenn meine Mutter so sang, feuchteten sich ihre Augen und eine Träne hing in den langen Augenwimpern. Doch sie verbarg sie und wandte unser schwarzes Brod in der Asche. Dann ballte ich wohl die Hände und sagte: „Tot schlagen wollen wir den Türken!“ Sie aber sang wieder den Schluß der Weise: „Ich jage sie über die Inseln in die tiefe See. Aber ehe der Abend niedersank, war der Rehbock getötet, und ehe die Nacht kam, lag der Hirsch gejagt und tot“.

Viele Nächte und Tage waren wir allein geblieben in der Hütte; da kam der Vater. Sonst brachte er mir Muscheln vom Golf von Lepanto oder gar ein Messer scharf und gleißend mit; diesmal brachte er uns ein Kind, ein klein nackend Mädchen, das er unter seinem Schafpelz trug. In Felle war es gewickelt und Alles, was es besaß, da es von diesen entblößt in meiner Mutter Schoß lag, waren drei in sein schwarzes Haar eingebundene Silbermünzen. Und Vater erzählte von den Türken, die des Kindes Eltern erschlagen; so viel erzählte er uns, daß ich die ganze Nacht davon träumte. Der Vater selbst war verwundet; die Mutter verband seinen Arm; die Wunde war tief. Der Pelz des dichten Schaffelles war steif von gefrorenem Blut. Das kleine Mädchen sollte meine Schwester sein. Sie war so lieblich, so strahlend rein; meiner Mutter Augen leuchteten nicht sanfter als die ihren. Anastasia, so hieß sie, sollte meine Schwester sein, weil ihr Vater meinem Vater angetraut war, zugeweiht nach einem alten Brauch, den wir auch jetzt noch halten. In ihren Jünglingsjahren hatten sie Brüderschaft geschlossen, und die schönste, tugendreichste Jungfrau der ganzen Gegend hatte ihren Freundschaftsbund geweiht. Oft hörte ich da von diesem schönen und eigenen Brauch.

So war die Kleine nun meine Schwester. Sie saß auf meinem Schoß; ich brachte ihr Sträuße von den Federn der Bergvögel; wir tranken zusammen von den Wassern des Parnaß; wir schliefen Kopf an Kopf unter der Hütte Lorbeerdach, und viele Winter noch sang meine Mutter von den roten, grünen und den blaßblauen Tränen; aber noch begriff ich nicht, daß mein eigenes Volk es war, dessen tausendfache Leiden sich in diesen Tränen wiederspiegelten.

Eines Tages kamen drei fränkische Männer in fremder Kleidung. Ihre Betten und Zelte hatten sie auf Pferden, und mehr als zwanzig Türken, mit Säbeln und Gewehren bewaffnet, begleiteten sie; denn es waren Freunde des Pascha, ausgerüstet mit dessen Geleitsbriefen. Sie kamen einzig und allein um unsre Berge zu sehn, in Schnee und Nebel den Parnaß zu besteigen und die seltsamen, schwarzen, schroffen Felsen rings um unsre Hütte zu betrachten. Sie konnten in dieser nicht Platz finden, auch ertrugen sie den Rauch nicht, der unter dem Dache hin- und durch die niedere Türe herauszog. Auf dem schmalen Platz vor unsrer Hütte spannten sie ihre Zelte aus, brieten Lämmer und Vögel, und schenkten süße, starke Weine, von denen die Türken aber nicht trinken durften.

Als sie fortzogen, folgte ich ihnen ein Stück Weges, mit meiner

Schwester Anastasia, die ich, eingenäht in ein Ziegenfell, auf meinem Rücken trug. Einer der fränkischen Herren stellte mich gegen eine Felswand, zeichnete mich und sie, so lebendig, gerade so wir dort standen, daß wir aussahen wie ein einzig Wesen. Und wahrhaftig — bisher hatte ich nie darüber nachgedacht — Anastasia und ich waren ja auch nur eins. Immer lag sie auf meinem Schoß, oder hing auf meinem Rücken, und träumte ich, war sie in meinen Träumen.

Zwei Nächte darauf kam ander Volk in unsre Hütte, bewaffnet mit Messern und Gewehren. Es waren Albaneser, tollkühne Männer, wie meine Mutter sagte. Nur kurze Zeit verweilten sie, aber als sie weiterzogen, hatte Anastasia, die auf des einen Schoß gesessen, zwei und nicht drei Silbermünzen im Haar. Sie legten Tabak in Papierstreifen und rauchten davon. Der Älteste sprach vom Wege, den sie einschlagen müßten und war in Ungewißheit darum. „Spucke ich aufwärts", sagte er, „so fällt es mir in's Gesicht, spucke ich abwärts, so fällt es in meinen Bart". Ein Weg wurde am Ende doch gewählt und mein Vater folgte ihnen. Bald darauf fielen Schüsse und wieder und wieder knatterte es. Dann kamen Soldaten in die Hütte, ergriffen meine Mutter, mich und Anastasia; die Räuber hätten Zuflucht bei uns gefunden, sagten sie, mein Vater sei ihnen gefolgt, deshalb müßten wir fort. Ich sah der Räuber Leichen, und sah Vaters Leiche und weinte, bis ich darüber einschlief. Als ich erwachte, waren wir im Gefängnis, in einem Raum, nicht schlechter als der in unsrer eigenen Hütte, und ich bekam Zwiebeln und harzigen Wein, der aus geteerten Schläuchen gegossen wurde. Besser hatten wir's ja daheim auch nicht.

Wie lange wir so gefangen saßen, weiß ich nicht; wohl viele Nächte und Tage mögen hingegangen sein. Gerade am heiligen Osterfeste kamen wir heraus. Ich trug Anastasia auf dem Rücken, denn meine Mutter war krank, und langsam nur kamen wir vorwärts, bis wir Lepanto's Golf, das Meer erreichten. Wir betraten eine Kirche. Wie erglänzte die im Schmuck der Bilder auf goldnem Grunde! Engel waren es, oh so herrlich schön! Und doch! — Mir schien klein Anastasia nicht minder schön, wie sie. Mitten auf dem Kirchenboden stand ein Sarg mit Rosen gefüllt. Das war unser Herr Jesus Christus, der da lag, sagte meine Mutter, die allerheiligste Blume. Und als der Priester verkündete: „Christ ist erstanden", küßte sich alles Volk, einer den andern und alle hielten brennende Kerzen in den Händen. Auch ich erhielt eine und die kleine Schwester eine. Die Sackpfeifen erklangen und Hand in Hand tanzten die Männer von der Kirche weg, vor welcher

die Frauen das Osterlamm brieten. Auch wir wurden dazu eingeladen und als ich beim Feuer saß, faßte ein Knabe, etwas älter als ich, mich um den Hals, küßte mich und sprach: „Christ ist erstanden!“ — So begegneten wir uns das erste Mal, Aphtanides und ich.

Meine Mutter konnte Fischernetze stricken, was ihr hier an der Bucht guten Verdienst einbrachte, und wir blieben lange Zeit am Meer. — An dem herrlichen Meer, das wie Tränen schmeckte und mit seinen Farben an den weinenden Hirsch aus Mutter's Lied gemahnte; bald war es ja rot, bald grün, und dann auch wieder blau.

Aphtanides konnte Schiffe lenken, und ich saß mit meiner kleinen Anastasia im Boot, das auf dem Wasser dahinglitt, wie eine Wolke in den Lüften schwebt. Da sank die Sonne und blauer und blauer wurden die Berge; ein Felskamm guckte über den andern hinweg, am weitesten weg aber stand schneegekrönt der Parnaß. Sein Gipfel leuchtete in der Abendsonne wie glühendes Eisen; aus seinem Innern heraus schien das Licht zu strahlen, denn lange, lange nach Sonnenuntergang glänzte er noch in der blauschillernden Luft. Allein die weißen Seevögel schlugen mit ihren Schwingen den Wasserspiegel, sonst war es so stille hier wie in Delphi zwischen den schwarzen Felsen. Ich lag rücklings im Boot, Anastasia an meiner Brust. Über uns schienen die Sterne heller als die Leuchter in unsrer Kirche, — die gleichen Sterne, ganz an derselben Stelle, wie ich sie wohl in Delphi sah, wenn ich abends vor der Hütte gesessen, und mir war auch zuletzt, als säße ich noch dort. — Da — es platschte etwas in's Wasser — das Boot schwankte heftig — ich schrie laut auf: Anastasia war über Bord gefallen! Aber hurtig und flink sprang ihr Aphtanides nach und reichte sie hinauf zu mir. Wir zogen ihr die Kleider aus und kleideten sie, nachdem diese ausgerungen waren, wieder an. Desgleichen tat Aphtanides und wir blieben draußen, bis das Zeug wieder trocken ward. So wußte niemand um unsre Angst um die kleine Pflegeschwester, an deren Leben nun ja auch Aphtanides sein Teil hatte.

Der Sommer kam. Heiß brannte die Sonne und die Laubbäume welkten. Ich dachte an unsre kühlen Berge und ihre frischen Wasser. Auch meine Mutter sehnte sich nach ihnen und eines Abends wanderten wir zurück. Wie stille, wie ruhig war es doch! Über hohen Thymian, der noch duftete, obschon die Sonne seine Blätter ausgedörrt hatte, wandelten wir. Kein einziger Hirte begegnete uns, keine Hütte lag an unserm Weg; nur die Sternschnuppe allein sagte uns, daß etwas lebte, dort oben im Himmel. Ich weiß nicht, war es die reine blaue Luft,

die so leuchtete, war es der Sterne Strahlen, daß wir so deutlich die Umrisse der Berge gewahren konnten. Meine Mutter machte Feuer, briet die mitgebrachten Zwiebeln und ich schlief mit lieb Schwesterchen im Thymian ohne Furcht vor dem gräulichen, feuerspeienden Smidraki, vor Wölfen oder Schakalen; unsre Mutter wachte ja bei uns! War dies nicht genug?

Unsre Heimstatt lag in Trümmern. Eine neue Hütte mußte gebaut werden. Meiner Mutter halfen einige Weiber und in wenig Tagen standen die Mauern, auf welche ein neues Dach von Oleander gelegt wurde. Aus Rinden und Häuten flocht meine Mutter Flaschenhülsen; ich hütete die kleine Herde der Priester. Anastasia und die kleinen Schildkröten waren meine Spielgenossen.

Eines Tages erhielten wir Besuch von dem teuern Aphtanides; er hätte sich so sehr nach uns gesehnt, sagte er, und blieb ganze zwei Tage bei uns.

Einen Monat darauf kam er wiederum, um uns ein Lebewohl zu sagen, denn er sollte mit einem Schiff nach Corfu und Patras segeln. Meiner Mutter brachte er auch einen großen Fisch. Gar viel wußte er zu berichten, nicht allein von den Fischern unten am Golf von Lepanto, sondern auch von Königen und Helden, die einstmals Griechenland beherrscht hatten, wie jetzt die Türken.

Oft sah ich den Rosenbaum Knopsen ansetzen und diese in Tagen und Wochen zu entfalteten Blumen werden; bevor es mir aber klar wurde, wie groß, schön und leuchtend rot sie waren, standen sie da in voller Blüte. So war es auch mit Anastasia; ein prächtig gewachsenes Mädchen war sie, ich aber ein kräftiger Bengel. Die Wolfsfelle auf den Betten der Mutter und Anastasia's hatte ich selbst den Wildtieren, die meiner Büchse fielen, abgezogen. — — So gingen Jahre dahin.

Da kam eines Abends Aphtanides, schlank wie ein Rohr, kraftvoll und gebräunt. Er küßte uns alle und wußte viel zu erzählen vom ewigen Meer, von Maltas Festungswerken und Ägyptens seltsamen Grabstätten. Wunderbar klang das; wie Legenden der Priester. Und mit einer gewissen Ehrfurcht sah ich zu ihm auf.

„Wieviel du doch weißt", sagte ich, „und wie schön du erzählst!"

„Doch das allerbeste hast ja du mir einst erzählt", antwortete er, „nie ist es aus meinen Gedanken geschwunden. Weißt du noch von dem schönen, alten Brauch der Freundschaftsweihe? Oh dieser Brauch! Wie drängt es auch mich ihm zu folgen. Bruder! — Komm, laß uns

zwei, wie einst dein und Anastasia's Vater taten, zur Kirche gehn und Anastasia, das schönste, unschuldigste Mädchen, — die Schwester, — soll uns einander weihen. Kein Volk hat doch herrlichere Gebräuche, als wir Griechen!"

Rot wie ein frisches Rosenblatt ward da Anastasia und meine Mutter küßte Aphtanides.

Eine Wegstunde von unsrer Hütte entfernt, dort wo die Felsen Fruchterde tragen und Bäume Schatten spenden, lag die kleine Kirche. Eine Silberampel hing vor dem Altar.

Ich trug meinen Sonntagsstaat. Die weißen Fostanellen fielen in reichen Falten über die Hüften herab; das rote, enge Wams umschloß knapp die Brust; Silber war in die Mützenquaste eingeflochten und Messer und Pistolen ruhten im Gürtel. Aphtanides war in der blauen Tracht der griechischen Seeleute. Auf seiner Brust hing eine Silberplatte mit dem Muttergottesbild; sein Leibgurt aber war kostbar, wie reiche Herren nur ihn tragen können. So konnte man wohl sehen, daß wir zur Hochzeit gingen. In der kleinen Kirche, durch deren Türe die Abendsonne auf die ewige Lampe und die bunten, goldgrundigen Heiligenbilder fiel, knieten wir an den Stufen zum Altare nieder. Anastasia stellte sich vor uns hin. Ein langes, weißes Gewand umkoste los und leicht ihre schönen Glieder; den weißen Hals und die Brust bedeckte ein aus alten und neuen Münzen zusammengefügtes Gewirk, und auf dem Haupte, zu einem einzigen Knoten verschlungen, ruhte ihr langes schwarzes Haar, gehalten von einer kleinen Haube alten Gold- und Silbermünzen. Reizenderen Schmuck trug wohl kein griechisches Mädchen. Ihr Antlitz glänzte; zwei Sterne waren ihre Augen.

Zuerst sprachen wir alle drei ein stilles Gebet; dann frug sie uns: „Wollt ihr Freunde sein auf Leben und auf Tod?"

Wir antworteten: Ja!

„Wollt ihr in jeder Lebenslage immer dessen gedenken: Mein Bruder ist meinerselbst ein Teil; mein Geheimnis ist sein Geheimnis und mein Glück das seine! Wie für das Heil der eigenen Seele will ich alles opfern, alles ertragen für das Heil der Seele meines Bruders."

Und wieder antworteten wir: „Ja!"

Da legte sie unsre Hände ineinander, küßte uns beide auf die Stirne und wieder verweilten wir in stillem Gebet. Da trat der Priester aus des Altars Pforte und segnete uns alle drei, dann erklang der Gesang der allerheiligsten Herren hinter den Altarwänden hervor. — Der ewige Freundschaftsbund war geschlossen! — Als wir uns erhoben, sah ich meine Mutter am Kirchenportal stehen; sie weinte mit tiefer Innerlichkeit.

Wie frohmütig waren nun die nächsten Tage in unsrer kleinen Hütte und an Delphi's Quellen. Am Abend vor seiner Abreise saßen Aphtanides und ich am Rande des Felsen's. Um meine Lenden schlang er seinen Arm und ich den meinen um seinen Hals. Von Griechenland's Not sprachen wir und von Männern, deren es bedurfte. Jeder Gedanke in unsern Seelen lag klar vor uns Beiden. Da ergriff ich seine Hand:

„Etwas muß ich dir noch sagen; etwas, das bis zu dieser Stunde außer mir nur Gott weiß. Meine ganze Seele ist Liebe; Liebe mächtiger als die zur Mutter, stärker als zu dir".

„Und wen liebst du?" frug Aphtanides, bis auf den Hals hinab errötend.

„Ich liebe Anastasia!" sagte ich. — Wie eine Leiche wurde er so weiß und seine Hand zitterte in der meinigen.

Ich sah dies — und begriff! Ich glaube, daß auch meine Hand bebte. Ich beugte mich über ihn, küßte seine Stirne und flüsterte: „Gesagt habe ich es ihr noch nie. — Vielleicht liebt sie nicht mich! Bruder! Bruder! So denke doch, wie sie aufgewachsen ist an meiner Seite, hineingewachsen in meine Seele!"

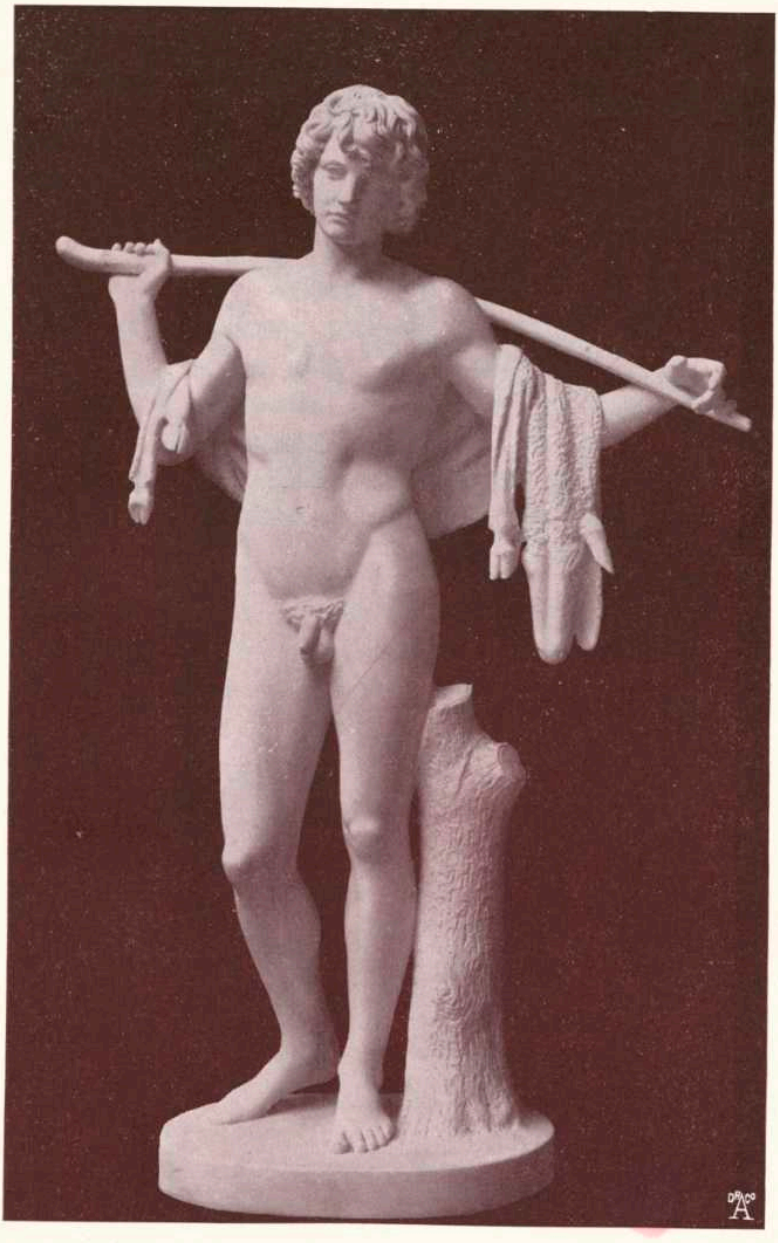
„Und dein soll sie sein!" rief er, „dein. Nicht will ich dich belügen; auch ich liebe sie. Aber morgen reise ich weg; — und in einem Jahr sehen wir uns wieder. Ich habe einiges Geld; dein sei es; nimm es! — Du mußt es nehmen!" Schweigsam wanderten wir dann durch die Berge und erst am Abend standen wir vor meiner Mutter Hütte.

Anastasia hielt uns die Lampe entgegen, als wir eintraten; meine Mutter war fort. Wunderbar wehmütig blickte Anastasia auf Aphtanides. „Morgen ziehst du von uns fort; wie sehr betrübt mich das!"

„Betrübt dich das!" wiederholte Aphtanides, und mir schien darin ein Schmerz, groß wie meiner zu liegen. Ich konnte nicht sprechen. Da nahm er ihre Hand und sagte: „Unser Bruder liebt dich! Hast auch du ihn lieb? Gerade aus seinem Schweigen spricht seine Liebe!" Anastasia zitterte und brach in Tränen aus. Und ich sah nur sie, schlug den Arm um ihren Leib und sagte: „Ja, ich liebe dich!" Da drückte sie ihre Lippen auf meinen Mund, schlang die Arme um meinen Hals; — die Lampe aber war zu Boden gefallen und finster war es um uns, finster wie im Herzen des armen Aphtanides.

Vor Tages Anbruch erhob er sich, küßte uns alle zum Abschied und zog fort, nachdem er meiner Mutter all sein Geld für uns gegeben hatte. — Anastasia ward meine Braut und einige Tage darauf meine Gattin.

H. C. ANDERSEN [Eventyr og Historier I.]
Aus dem Dänischen übertragen von Otto Wetter.



HIRTENKNABE
WILHELM BISSEN

UNTERWEGS

Ein stilles Rätsel warst Du, das ich fand,
Noch ungelöst — Dir selber unbekannt;
Im Höhenlicht geworden und gereift —
Ein Reis, das noch kein Schicksalsturm gestreift.
Das reizte mich, drum nahm ich Dich gefangen.
Blind bist Du in mein Netz hineingegangen!

Dann kam der Tag, da ich Dich nackend sah,
Da ich die Lösung Deiner Rätsel fand —
Der Tag, da mein Du warst, und es geschah,
Daß ich als Dein Gebieter vor Dir stand.

Die Seele trieb ich Dir aus Deinen Höhn
In meine Tiefen! — Dort ging sie verloren,
Um rot und stark aufs Neue zu erstehn:
Aus Erdenseligkeit und Blut geboren!

WULF SCHWERDTFEGER

SCHLUSSAKKORD

Ueber einem Beet von welken Astern
Schaukelt wie ein Tropfen heißen Bluts
Eine dunkelrote Georgine . . . . .

Durch die Dämmerung der Gräberreihen
Leuchtet matt ein weißes Marmorkreuz
Im Abendrot . . . . . .

Wie ein kleiner, müdgewordner Falter
Schweben durch die Luft verwehte Klänge
Eines letzten Liedes . . . . . .
Klingen . . . und . . verglühn . . . .

WULF SCHWERDTFEGER

HERDER

ÜBER DIE SCHAMHAFTIGKEIT DER GRIECHEN UND VIRGILS

Nicht alle Klimata und Nationen setzen selbst den Vorstellungen und Ausdrücken der Liebe einerlei Schranken. Die hitzigen Morgenländer, die in ihren Gesetzen fast eine Belohnung auf den setzten, der in den ersten Zeiten der Wildheit ein einsames Frauenzimmer ehrbar gelassen, waren auch in Bildern dieser Art beinahe unbändig. — Je mehr sie ihre Schönheiten verschlossen und überschleierten, desto weniger erröteten sie, Werke und Glieder der Liebe, insonderheit in der Sprache der Leidenschaft, der Eifersucht, des strafenden Zornes zu nennen. Man nenne ihre Freiheiten aber nicht Freiheiten der Natur, sondern einer entarteten Natur, eines despotisch orientalischen Weiberumganges! . . .

Bei den Römern findet sich, nur auf eine andere Weise, eine Unterdrückung dieser Sittlichkeit, die ich aus ihrem von jeher rohen Charakter erkläre: aus dem Kriegerischen, das ihnen zur Natur ward, und aus der männlichen Härte, die eine so zarte Empfindung leicht etwas ersticken konnte. In den meisten ihrer Dichter, und fast auch ihrer Schriftsteller überhaupt, herrscht eine solche männliche Schamlosigkeit.

Auch hier hielten die Griechen eine gewisse schöne Mitte zwischen Morgenländern und Römern. Die asiatische Hitze, in Etwas abgekühlt durch die europäische Mäßigkeit, bestimmte aber den Ton einer warmen Liebe, einer sanften Wollust, welcher Materien dieser Art bei ihnen durchgängig zu charakterisieren scheint. Vielleicht hat keine Sprache der Welt ein so süßes Wörterbuch der Liebe, keine Nation eine

Menge so einfältig unschuldiger Liebesgemälde, kein Zeitpunkt der Politur vielleicht die Urbanität auf den simpeln und feinen Weltgenuß zurückgeführt, als der ἀστεϊσμὸς der Griechen. Die Liebeschilderungen ihrer Poeten, die Menschheitsgesetze ihrer besten Philosophen, die historischen Gemälde ihrer Lebensart in den besten Zeiten, sind so sehr in den Schranken der schönen, unschuldig einfältigen Natur, als sie von unserer heutigen Galanterie und Politesse und Hofartigkeit entfernt sein mögen! Ich wünsche dem Schriftsteller griechisches Gefühl, der über die Schamhaftigkeit Homers schreiben will!

Und in der Tat, wenn die feine jonische Wollust nicht dem poetischen Geiste der Griechen Charakter gegeben hätte — wie viel schöne Kinder der Poesie von Homer und Anakreon und Sappho an, bis auf Theokrit und Moschus zu, würden Embryonen der idealistischen Wollust geblieben sein! Und wer, nach dem Klosterzwange unserer Zeit, eine beurteilen, uns eine rauben will, der raube uns lieber die Mutter mit allen Kindern! alle üppigen Bilder griechischer Wollust!

Der zweite Punkt griechischer Freiheit betrifft das Nackende ihrer Bilder, und so auch ihrer Ausdrücke des Nackenden in der Sprache! — Wer kennt hier nicht die griechische Freiheit? Allein, wer sie kennet, wird er sie verdammen?

Einem Lehrer der Kunst müssen Worte erlaubt sein, die keinem Anderen, und einem Griechen, die keinem Barbaren erlaubt sind! Nicht nur, daß die herrlichsten Denkmale der Kunst vor ihren Augen nackend, bloß standen, und ihre Kunst überhaupt weder das schöne Nackte, als das züchtig Verhüllte liebte; auch in der Natur selbst bildete sich hier eine Art von eigener nationalgriechischer Schamhaftigkeit des Auges, die Niemanden fremd dünken kann, als wer unter ihnen noch kein Grieche geworden!

Nackte Ringer, nackte Kämpfer, nackte olympische Sieger, nackte badende Schönen, nackte Tänze, nackte Spiele,

nackte Feste, halbnackte Trachten — und ihre Dichtkunst sollte einpressende Klosterlumpen dulden? Ihre besten Schriftsteller sollten eine Nonnenehrbarkeit sich einander eingestehen, die das Auge des ganzen Griechenlandes, und die Zunge der Ältesten, Ehrwürdigsten und Feinsten des Publikums sich nicht eingestand? — die sich selbst die Philosophen in ihren Sittenstunden nicht eingestanden?

In einem Punkte, wo es so sehr auf Gewohnheit der Augen ankommt, sollte man, denke ich, eben diese Angewohnheit doch wohl bei einem Volke zu Rate ziehen, das sich in ihr so sehr auszeichnet! — Noch jetzt ist das Gefühl der Italiener über diesen Punkt von dem Gefühle nördlicher Europäer sehr verschieden. Und sie sind doch, dem einem Teile nach, selbst ja nördliche Europäer! Und sie sind doch, dem anderen Teile nach, noch keine Griechen an Natur! Und sie wohnen doch nur unter zertrümmerten Resten griechischer Kunst! Und sie haben doch eine Religion, die so sehr die Verhüllung liebet! Und sie sind schon in einer Lebensart, die vom bürgerlichen Wohlstande und der Politesse gebildet wird!

Wie? und die Griechen, zum Gefühle der Wollust geboren, von Jugend auf unter den Schönheiten der offenen Natur erwachsen, zur Lust und Freude bei ihren Spielen eingeweihet, und noch nicht zum sklavischen Puppenwohlstande verdammt, sie sollten nicht eine eigene Sittlichkeit des Nackenden haben dürfen? — Sie sollten wir verdammen, wenn sie nicht nach Nonnentrachten ihre Zeit schildern? Sie sollten sich nicht der Jugend der Welt, der Unschuld ihres Zeitalters erfreuen dürfen, von unseren züchtigen Verhüllungen frei zu sein? Sie sollen verschleierte persianische Figuren, Chineserschönheiten mit verhüllten Fingerspitzen werden? Und ihre Dichter eine Briseis mit schönen Knieen, eine Spartanerin mit schönen Hüften, eine Venus Anadyomene, einen Bacchus mit schönem Bauche, einen Bathyllus, wie ihn Anakreon sehen will, nicht unschuldig züchtig nennen dürfen, da ganz Griechenland sie so sieht?

So wenig ich diese Freiheiten zum Privilegium unserer Zeit, statt einer uralten deutschen Bescheidenheit, haben kann, so wenig will ichs den Griechen in der Morgenröte ihrer Sittlichkeit angestritten haben!

Ich will vielmehr mit der Unschuld, mit der Plato seinen Greisen erlaubt, die Spiele der munteren Jugend anzusehen, aus meinem greisen Zeitalter hinaustreten, und die Freuden griechischer Jugend, und die Natursprache griechischer Dichter, und das nackend Schöne der griechischen Kunst, und die Philosophie der Liebe bei einem Sokrates so betrachten, als wenn ich mich selbst in die muntere Unschuld dieser Weltjugend zurückversetze, und zu einem griechischen Gefühle zurück verjüngt würde. Dann erst kann ich Griechen lesen!

Von der eigentlichen Anständigkeit unserer Zeit, von der Hofpolitesse unseres Wohlstandes, haben die Griechen Nichts gewußt; ganz und gar Nichts gewußt!

„Schade genug für sie!"

Immerhin Schade! nur noch mehr Schade um den ehrbaren Tadel unserer Kunstrichter, die etwas in Griechenland suchen, worauf kein Grieche Anspruch machen will — und Das nicht zu schützen wissen, was sich an freiem edlem Gefühle unter den Griechen findet!

O, daß eine Muse, eine der Charitinnen selbst aus Griechenland auflebte, um uns ihre Lieblingsfreundin, die griechische Schamhaftigkeit zu zeigen, nur daß diese keine Kloster- und Hofpuppe sei! — -- —

Virgils Schamhaftigkeit kann zweierlei bedeuten: die Züchtigkeit seines persönlichen Charakters, oder seine Ehrbarkeit als Schriftsteller. Beide sind ganz verschiedene Sachen.

Wer weiß es nicht, daß die feinsten Zweideutigkeiten bloß auf dem schlüpfrigen Witze einiger Zeitgenossen, auf dem wandelbaren Eigensinne eines üppigen Sprachgebrauchs oder Sprachmißbrauchs beruhen? . . .

Wer weiß nicht, daß eben ein archaisierender Schriftsteller, wofür Virgil bekannt ist, am ersten Gefahr läuft, den Neulingen der Sprache obscön zu werden?

Wer weiß nicht, daß ein Dichter immer lieber einen hohen, alten, starken Ausdruck sancte et religiose setzen, als daß er ihn für die Ohren einiger Zuchtkrämer auslassen wird? . . .

Und welch ein unwürdiger Begriff ist es doch, einem Dichter zuerst und vornehmlich zu solchem Ehrbarkeitspedanten zu machen? . . .

Virgil kann immer ein schamhaftes Gesicht — anständig gesprochen: immer eine fromme, edle Seele und eine anständige Lebensart bewiesen und doch schöne Knaben geliebt, und doch die Plotia Hieria gekannt haben!

Ich sehe Nichts, daß sich aufhebe, und daß sich insonderheit zu den Zeiten Mäcenas hätte aufheben dürfen!

Ists denn so widersprechend, daß ein Mensch, zur sanften Wollust geboren, auch dieses Sanfte in seiner Miene zeigt? — daß Das, was in der weiblichen Miene schmachtend, ein Liebreiz der Venus wäre, in einem männlichen Gesichte eine Art von Unschuld, von jungfräulicher Bescheidenheit, von schamhafter Frömmigkeit werde?

Muß ferner Der, der schöne Knaben liebt, damit aller bürgerlichen Ehrbarkeit, und, der sie unschuldig liebt, aller Tugend der Seele entsagen? . . .

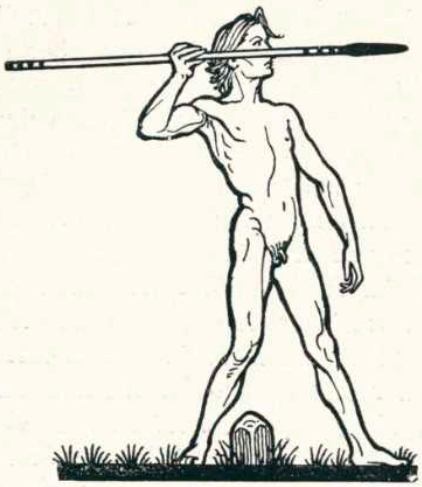
War es denn Schamlosigkeit, einen Alexis von Mäcenas zum Geschenk zu nehmen, ihn lieben, sich an ihm, als Mundschenken, bei der Tafel zu erfreuen? schöne Leute und, nach römischer Wirtschaft, schöne Knaben um sich zu sehen?

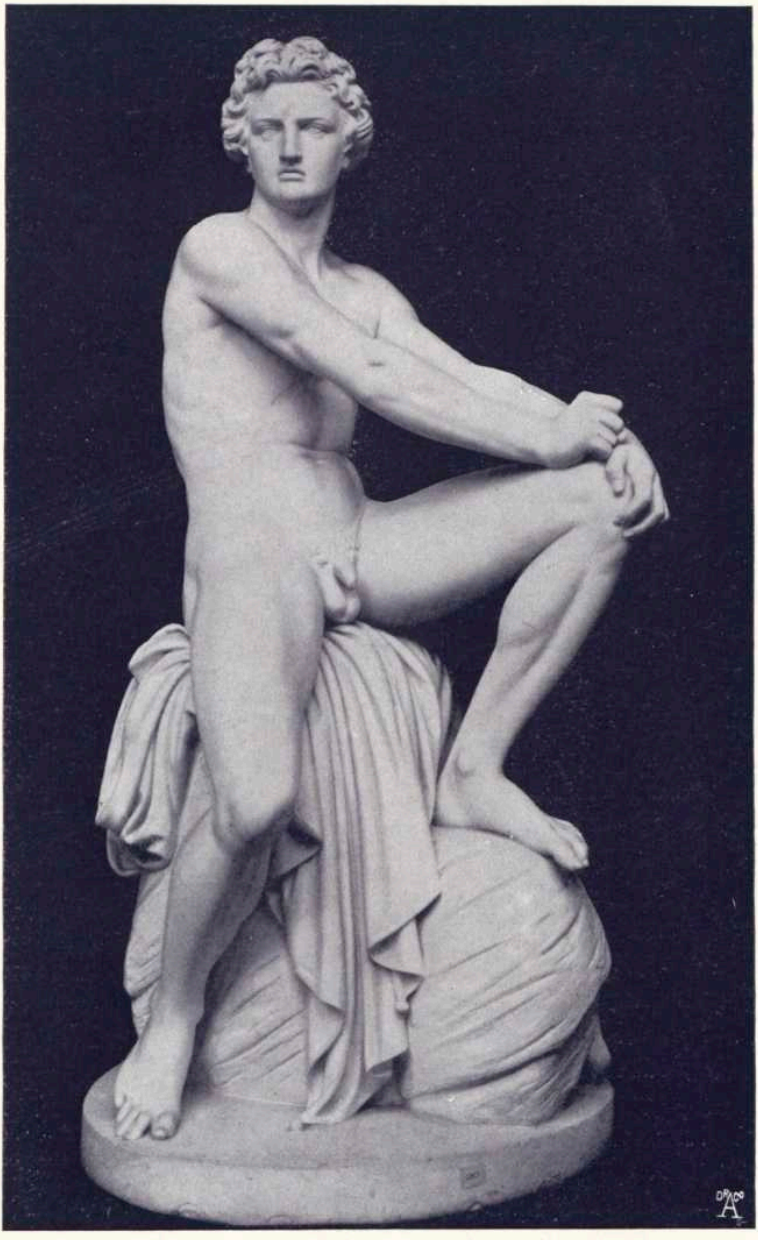
Ich weiß nicht, welcher Ehrbare nicht an der Stelle Virgils, in seiner Gunst Mäcenas, in seiner feinen Art, diese Gunst zu genießen, sein könnte!? . . .

Ich mag keine neue Verteidigung der Sokratischen Liebe übernehmen, da schon mehr als einer sie verteidigt hat. Aber ich betrachte Virgil nicht als Sokratischen Liebhaber seines Alexis, sondern als den Liebessänger desselben. Und welch

ein brennender Liebesgesang? Wer könnte die Flamme noch entschuldigen? — Ich bins, der sie entschuldigt!

Ich stelle mir den hübschen Jungen des Pollio und das schamhafte Jungfrauengesicht, den züchtigen Virgil, vor, wie er nach ihm schielet; wie er sein Auge an ihm weidet, ihn lobet, ihn liebkoset! Pollio macht die Sache zum Spaße: sein Freund soll erst ein Corydon werden, soll erst um Alexis werben! — Virgil wird Corydon! Er verwandelt sich in einen poetischen Schäfer, ahmt Theokriten nach und versetzt sich nach Sizilien mit seinem Alexis. Da klaget er den Wäldern ungefühlte Leiden; da ächzt er über seine unempfundene Verzweifelung; da seufzt er über seine Verachtung, über die Sprödigkeit seines Lieblings — da wird seine zweite Ekloge! — — Ein feines Lobgedicht auf Alexis, eine schöne poetische Liebeswerbung — wert eines schönen Knaben, wert eines Alexis!!!





BISSEN

ACHILLEUS

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

FRAUENBEWEGUNG UND MÄNNLICHE KULTUR

Man hört vielfach sagen, die Kultur der Menschheit steige auf einer Schraubenlinie empor. Die Menschheit kehrt scheinbar immer wieder an die alte Stelle zurück, in der Tat ist sie aber eine Schraubenwindung höher gestiegen. Die Richtigkeit dieses Satzes läßt sich auf zahlreichen Gebieten nachweisen. Wir wollen uns heute mit der Stellung der Frau zu verschiedenen Zeiten befassen, sowie mit der durch die Stellung der Frau bedingten zu verschiedenen Zeiten gegebenen Lösung des geschlechtlichen Problems.

Die Stellung der Frau in der heutigen Zeit ist durch die schroffsten Widersprüche gekennzeichnet. Erscheint die Frau einmal als die Beherrscherin des Mannes, der er sklavisch jeden Wunsch erfüllt, erscheint sie gelegentlich als sein Dämon, der ihn zu allen möglichen Torheiten oder gar zu Verbrechen treibt, ohne daß er sich ihrem teuflischen Einflusse zu entziehen vermöchte, so ist sie anderseits wieder des Mannes entrechtete Dienerin, die sich von ihm ihre Gesetze vorschreiben lassen muß, ohne daß ihr Einfluß irgendwie in das Gewicht zu fallen vermöchte. Ist einerseits die Frau als Mutter, als Schwester, als Gattin, als Tochter, dem Manne der Gegenstand höchster Verehrung, der mit allen Mitteln vor jedem Angriffe geschützt werden muß, so ist ihm anderseits die fernerstehende Frau nur der Gegenstand seiner sinnlichen Leidenschaft, den er mit allen Mitteln seiner Lust dienstbar zu machen sucht. Und mit ebensoviel

Hochachtung begegnet unsere Gesellschaft dem Manne, der möglichst viele ehrbare Frauen hohnlachend ihrer Unschuld beraubt und vielleicht dem Dirnentume in die Arme geführt hat, wie sie Mißachtung hat für die unglücklichen Opfer seiner Genußsucht.

Im engsten Zusammenhange mit dieser zwiefach verkehrten, einerseits bevorrechteten, andrerseits rechtlosen Stellung der Frau in unserer heutigen Gesellschaftsordnung steht das brennende Erfordernis einer befriedigenden Lösung des geschlechtlichen Problems. Unter dem geschlechtlichen Problem versteht man gemeinhin die Frage, in welcher Weise der junge Mann seinem Geschlechtstriebe Befriedigung verschaffen kann und soll. Der einfachste und natürlichste Weg wäre es natürlich, wenn er möglichst jung eine Ehe eingehen könnte. Das ist ihm aber in unserer heutigen Gesellschaftsordnung geradezu unmöglich gemacht. Denn durch die Heirat übernimmt er die Verpflichtung, nicht nur für sich, sondern auch noch für seine Gattin und seine Kinder zu sorgen. Das kann aber ein junger Mann von einundzwanzig Jahren heutzutage nur in den allerseltensten Fällen, ganz abgesehen davon, daß der Geschlechtstrieb normalerweise bereits in weit früheren Jahren sein Recht verlangt, ohne daß die Gesetze vorher gestatteten, eine Ehe einzugehen:

So ist der junge Mann heute genötigt, durchschnittlich fünfzehn Jahre lang, nämlich vom fünfzehnten bis zum dreißigsten Lebensjahre nach einem anderen Auswege zu suchen.

Solcher Auswege gibt es hauptsächlich drei:

Der eine ist der Verkehr mit der Prostitution. — Die Gefahren dieses Auswegs sind leider trotz aller Aufklärungsversuche noch nicht genügend bekannt, so daß man immer wieder genötigt ist, auf sie hinzuweisen. Die Prostitution ist ein Herd zahlreicher ansteckender Krankheiten, von denen zwei, die Gonorrhoe und die Syphilis, bereits den Charakter schwerster Volkskrankheiten angenommen haben. Alle Versuche, eine Gesundung der Prostitution herbeizuführen, vor allem die berüchtigte polizeiliche Reglementierung der Prosti-

tution, die sich auf den § 361, 6*) des Reichsstrafgesetzbuches stützt, und die geradezu alle Frauen Deutschlands einem zu Mißgriffen herausfordernden Ausnahmegesetz überliefert, — ich sage, alle diese Versuche sind bisher völlig erfolglos geblieben. Der junge Mann, der demnach unter den obwaltenden Umständen mit einer Dirne geschlechtlichen Umgang hat, setzt sich mit großer Wahrscheinlichkeit der Gefahr einer Ansteckung aus. Und dadurch schädigt er nicht nur sich selbst, sondern er wird nunmehr zu einer Giftquelle für seine gesamte Umgebung. Man geht deshalb nicht zu weit, wenn man den Verkehr eines jungen Mannes mit einer Dirne für leichtsinnig oder verbrecherisch erklärt. Leichtsinnig, wenn er die Tragweite und die Gefahren seines Handelns nicht kennt, verbrecherisch, wenn er über die möglichen Folgen seines Schrittes hinreichend aufgeklärt gewesen ist. Und dieses harte Urteil kann auch nicht deshalb gemildert werden, weil die Zahl der jungen Leute eine so große ist, die sich in verbrecherischer Weise an der Volksgesundheit vergehen. Vielmehr zeigt diese traurige Tatsache nur, wie bei diesen schreienden Mißständen dringend Abhilfe geschaffen werden muß.

Eine große Anzahl anderer junger Männer suchen nach einem anderen, dem zweiten Auswege — und sie veranstalten eine förmliche Jagd auf ehrbare junge Mädchen. Welche Verantwortung der junge Mann gemeinhin auf sich nimmt, wenn er solch ein unverdorbenes keusches Geschöpf auf dem Altare seiner Wollust opfert, dessen ist er sich nur in den seltensten Fällen bewußt. Und wenn er dieses Bewußtsein besitzt, so wird es ihn doch kaum abhalten, eine Handlung zu begehen, die nach unseren heutigen Anschauungen nicht

*) Mit Haft wird bestraft: eine Weibsperson, welche wegen gewerbsmäßiger Unzucht einer polizeilichen Aufsicht unterstellt ist, wenn sie den in dieser Hinsicht zur Sicherung der Gesundheit, der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Anstandes erlassenen polizeilichen Vorschriften zuwiderhandelt, oder welche, ohne einer solchen Aufsicht unterstellt zu sein, gewerbsmäßig Unzucht treibt.

nur für selbstverständlich, sondern sogar für lobenswert gehalten wird. Wenn sich später die Folgen der gedankenlos verträumten seligen Stunden zeigen, dann wäre vielleicht auch so manches junge Herrchen glücklich, wenn es seine Tat ungeschehen machen könnte. Droht ihm doch heute die gefürchtete Zahlung der Alimente, — nebenbei bemerkt läßt der Staat den Mann einen recht geringen Anteil an der Buße tragen, während er dem sicherlich nicht schuldigeren Weibe neben den Qualen und der Schande auch noch den größeren Teil der Kosten aufgebürdet hat. Nicht selten wird der Versuch gemacht, durch Fruchtabtreibung die Tat samt den Folgen aus der Welt zu schaffen, doch abgesehen davon, daß eine nicht vom Arzte geleitete Fruchtabtreibung kaum ohne schwere Gefahren für die Mutter verlaufen wird, droht hier eine Strafbestimmung, deren Berechtigung oft genug angezweifelt wurde und die schon unsägliches Unheil geschaffen hat. In anderen Fällen ist der junge Mann von vornherein schlauer gewesen: er gab dem unglückseligen Mädchen eine falsche Adresse und einen falschen Namen an; ist sie schwanger geworden, so bleibt er aus, und alle Bemühungen seines Opfers, ihn zu finden, bleiben vergeblich. Ich leugne nicht, daß es Ausnahmefälle gibt, wo die Verhältnisse zwischen Mann und Weib nicht in so scharfer Weise verurteilt werden dürfen, wie es hier geschehen ist. Ich erinnere an die „freien Ehen", die, wenn sie von beiden Teilen ernst genommen werden, durchaus als Ehen betrachtet werden müssen. Im allgemeinen aber treibt der Mann, der ein anständiges Mädchen verführt, ein gar nicht entschieden genug zu brandmarkendes, frevles Spiel gerade mit demjenigen Wesen, das ihm das heiligste auf der Welt sein sollte, mit dem Gegenstande seiner Liebe. Wie oft wird solch unglückliches Geschöpf schließlich, von Eltern, Verwandten und Freunden verstoßen, hilflos mit der lebenden Frucht des Fehltritts herumirrend, von Stufe zu Stufe sinkend, der Prostitution in die Arme getrieben! Man wende nicht zu Gunsten des Verführers ein, das Mädchen sei eben so schuldig, oder, wer sich verführen lasse, sei nicht besser, als

wer verführe, und was dergleichen mehr ist. Bei einem so ungleichen Spiele, bei dem der Mann beinahe nichts, das Mädchen nahezu alles verlieren kann, ist und bleibt der Mann der Schuldige. Und wenn sich das Mädchen ihm anbietet, und wenn sie ihn verführt, sollte er (im allgemeinen!) die moralische Kraft haben, im Hinblick auf das kommende Unheil, das angebotene oder aufgedrängte Opfer abzulehnen!

Wenn man sich die hier geschilderten Verhältnisse einmal klar gemacht hat und dann sieht, wie sich Staat und Gesellschaft ihnen gegenüber verhalten, so kann man sich eines Schauders nicht erwehren. Der Staat, der den Geschlechtsverkehr des Mannes mit dem Manne ohne jeden erweislichen Grund mit entehrender Strafe bedroht, verbietet die Verführung eines Mädchens über sechzehn Jahren durch keinerlei Strafbestimmung, und die Gesellschaft prämiiert sie sogar nicht nur durch die Hochachtung, die sie dem Verführer zollt, sondern obendrein dadurch, daß sie den Homosexuellen, der nicht die geringste Zuneigung zu einem Weibe verspürt, geradezu zwingt, die Verführerrolle zu übernehmen. Kann doch der der Homosexualität „Verdächtigte" im allgemeinen nur dadurch die öffentliche Achtung wiedererwerben, daß er ein unschuldiges Weib durch Verführerkniffe in die Schande zu treiben versucht! Und so etwas nennt sich Sittlichkeit!

Der dritte Ausweg ist die Befriedigung des Geschlechtstriebes durch Masturbation. Nahezu alle jungen Männer masturbieren gelegentlich, viele kennen gar keine andere Art geschlechtlicher Betätigung. Und damit bilden sie wenigstens keine Gefahr für die Gesellschaft. Einer desto größeren Gefahr setzen sie sich aber selbst aus. Denn für die Masturbation gibt es keine Schranke außer der, leider so oft versagenden, Willensenergie. Und so finden wir gerade bei Onanisten am häufigsten die schweren Schädigungen sexueller Ausschweifungen. Wir wissen zwar heute, daß die Masturbation an sich keine Gefahren mit sich bringt, es sei denn, daß sie auf gewaltsame Weise betrieben wird. Ihre Schädi-

gungen ruft sie einzig und allein dadurch hervor, daß sie zu einem, hier wie überall, unheilvollen Übermaße verführt.

Wir sehen also, daß jede nur mögliche Art der Befriedigung des Geschlechtstriebs für den jungen Mann oder sogar für Staat und Gesellschaft schwere Gefahren mit sich bringt. Das sahen auch denkende Frauen bereits seit längerer Zeit und sie versprachen sich Abhilfe von der Gleichberechtigung der Frau im öffentlichen und privaten Leben. Es entstand die Frauenbewegung, die, nicht zuletzt, auch eine Lösung der geschlechtlichen Frage zu geben versucht. Wenn die Frau, ebenso wie der Mann, von Jugend auf Berufsarbeit leistet und nicht mehr vom Manne als ihrem Ernährer abhängig ist, so wird auch sie an der Ernährung der Familie zu ihrem Teile mitwirken können und so wird der Mann bereits in jüngeren Jahren in die Lage kommen, durch seine Verheiratung die einfachste Lösung der geschlechtlichen Frage herbeizuführen.

Eine Anzahl aufgeklärter Frauen ging noch weiter. Sie verlangen Achtung auch für das, hauptsächlich durch die Schuld der Männer gefallene Weib. Sie sehen auch in der Prostituierten, in der feilen Dirne noch die Mitschwester, die man wieder emporheben muß, statt sie durch die allgemeine Verachtung immer tiefer in den Sumpf hinabzustoßen. Sie empfanden besonders in der polizeilichen Reglementierung der Prostitution eine ungeheure Entwürdigung der gesamten Frauenwelt. Und so entstand die gerade von Frauen vielfach vertretene abolitionistische Bewegung, die mit der polizeilichen Reglementierung auch die Prostitution selbst aus der Welt schaffen möchte. Die Mittel hierzu können natürlich durch eine Änderung in der Stellung der Frau gewonnen werden. Ob aber die Frauenbewegung allein ausreichen wird, um eine durchgreifende Änderung und Besserung herbeizuführen, das erscheint allerdings im höchsten Grade fraglich.

* * *

Verlassen wir jetzt einmal die Gegenwart und betrachten die Stellung der Frau und den Stand der geschlechtlichen

Frage im alten Griechenland, so finden wir zunächst, und das muß uns am meisten auffallen, daß es dort eine geschlechtliche Frage in unserm Sinne garnicht gab. Dort war sie ganz einfach gelöst durch die gleichgeschlechtliche Liebe der Männer. Es galt dort für ganz selbstverständlich, daß der junge Mann sich in inniger Freundschft an einen älteren anschloß, mit dem er auch geschlechtlichen Umgang hatte. Niemand fand in solchen Verhältnissen damals — und es war gewiß keine Zeit der Degeneration, sondern eine Zeit höchster Blüte der Kultur — etwas Unsittliches oder gar „Widernatürliches". Der ältere der beiden Freunde — die Verhältnisse bestanden meist zwischen Mann und Jüngling; eine „Knabenliebe" im deutschen Sinne des Wortes kannte man natürlich überhaupt nicht — pflegte einen überaus wertvollen erzieherischen Einfluß auf seinen Liebling auszuüben, wie uns die Werke zahlreicher Dichter und Schriftsteller beweisen. Daß unter diesen Umständen eine geschlechtliche Frage für den Jüngling, also eine geschlechtliche Frage in unserem Sinne, garnicht aufgeworfen werden konnte, ist klar.

Wie aber war man zu dieser Lösung des uns so schwierig erscheinenden Rätsels damals gekommen? Auch diese Frage kann unschwer beantwortet werden, wenn wir die Stellung der Frau in damaliger Zeit etwas näher betrachten. Da finden wir denn die Frau in einer noch weit rechtloseren Stellung als bei uns. Ganz abgesehen vom öffentlichen Leben, nicht einmal im privaten Leben spielte sie eine irgend wie beträchtliche Rolle. Selbst die Erziehung der Kinder ist ihr nur in deren zartestem Alter anvertraut.

Was Wunder, wenn der Mann eine so verachtete Dienerin, die ihm sein Haus zu besorgen hatte, seiner Liebe nicht würdigte, wenn er diese dem, gleich ihm, gebildeten Geschlechtsgenossen schenkte?

Es war also Verachtung des Weibes, die die Lieblingminne in Griechenland zu dieser heute den meisten Forschern unverständlichen Blüte brachte.

Oder sollen wir wirklich glauben, daß damals die ganze kraftvolle, wie uns die Statuen zeigen, echt männliche Männerwelt Griechenlands aus jenen Halbweibern bestanden habe, zu denen die lieblingminnenden Männer heute von gewissen wissenschaftlichen Autoritäten gestempelt werden? Es gehört schon eine gewaltige Menge von Einseitigkeit und Verbohrtheit dazu, um diese Frage zu bejahen. Man denke sich einen Alcibiades, einen Epaminondas als Urninge im Sinne eines Ulrichs und seiner Nachfolger und schaudere über die Absurdität solches Gedankens!

War demgemäß die altgriechische Kultur unserer heutigen im Hinblick auf die Lösung der sexuellen Lage weit voraus, so steht sie hinter der unseren weit zurück, was die Stellung der Frau anlangt. Da mußte es denn auch in Alt-Griechenland schon Strömungen geben, die mit unserer heutigen Frauenbewegung vergleichbar sind. Hierher gehört in erster Linie das Hetärentum. Die Hetäre wollte nicht warten, bis ihr ein Mann die Gnade erwies, sie durch die Heirat zu seiner Sklavin zu erniedrigen. Sie machte sich selbständig und trat dem Manne frei gegenüber; auch war sie ihm an Bildung gewachsen oder überlegen. So konnte denn eine Aspasia als freie Ehegenossin des Perikles in der Geschichte Athens eine größere Rolle spielen als alle ehrbaren Hausfrauen und Gattinnen zusammen genommen. Aber wenn auch das Hetärentum keine Prostitution im heutigen Sinne war, so dürfte doch die Hetäre niemals das Ideal der Frau darstellen, da nur wenige dieser Frauen sich einem Manne anschlossen, wie es die Frau ja schließlich immer wird tun müssen, solange die Familie die Grundlage des Staates bleibt.

Neben dem Hetärentum finden wir in Griechenland auch die sapphische Liebe, die Liebe der Frauen zu einander. Ursprünglich handelte es sich dabei offenbar um eine Gegenströmung gegen die Lieblingminne der Männer, eine Gegenströmung, die aber ebensowenig die Frau dauernd dem Manne entzog, wie die Lieblingminne den Mann von

der Heirat und der Gründung einer Familie hätte abhalten können. Da der Mann es vielfach vorzog, in den Armen des Freundes statt in denen der Gattin zu ruhen, mußte das Weib, das sich ja auch nicht frei von der Sinnlichkeit zu machen vermag, in den Armen der Freundin Ersatz zu finden suchen.

* * *

Das alte Judentum zeigt uns das Ideal des Familienlebens. Der Mann wurde zur Zeit der Pubertät, d. h. nach vollendetem dreizehnten Lebensjahre, für volljährig erklärt und heiratete dann möglichst bald. Das Mädchen wurde in noch jüngeren Jahren vermählt, was geschehen konnte, weil bei den orientalischen Völkern die Pubertät früher eintritt als bei uns. Eine geschlechtliche Frage konnte unter diesen Umständen garnicht aufgeworfen werden. Und so finden wir denn auch, im Gegensatze zu Griechenland, in Palaestina von der gleichgeschlechtlichen Liebe nur wenige Andeutungen. Im Talmud ist, wie mir ein Freund, ein gründlicher Kenner des Talmud, sagte, von gleichgeschlechtlicher Liebe überhaupt nichts zu finden, obgleich sonst dort das Geschlechtsleben des Menschen mit wahrhaft herzerquickender Offenherzigkeit besprochen wird, und gelegentlich, z. B. über die Masturbation, ganz modern klingende Ansichten entwickelt werden.

Dieses Vorbild jüdischer Zustände neben der Sinnenfeindlichkeit des Christentums waren es, die die christliche Gesetzgebung in sexuellen Fragen beeinflußten. Heute können uns aber altjüdische Zustände, so vollkommen sie auch erscheinen mögen, nicht mehr maßgebend sein, da es bei uns unmöglich erscheint, den Jüngling zu der Zeit der Pubertät schon heiraten zu lassen.

Ebensowenig können wir die Wiedereinführung griechischen Geschlechtslebens wünschen mit seiner Sklavenstellung der ehrbaren Frau und seinem Hetärentum. Wir müssen vielmehr Alles prüfen, von jedem das Beste für uns

in Anspruch nehmen, und so die sexuelle Frage zugleich mit der Frauenfrage zu lösen versuchen.

* * *

Eine Bewegung, die uns diesem Ziele näher bringen kann, nannte ich schon: es ist die Frauenbewegung. Indem sie durch Selbständigmachung der Frau eine Eheschließung für den Mann in jüngeren Jahren ermöglicht, bringt sie uns altjüdischen Zuständen näher. Da aber der altjüdische Zustand ein für die moderne Zeit unerreichbares Ideal darstellt, bedarf die Frauenbewegung einer Ergänzung, um eine vollkommene Lösung der sexuellen Frage zu ermöglichen:

Und diese Ergänzung ist die noch ganz junge Bewegung für männliche Kultur, die durch „Die Gemeinschaft der Eigenen“ und von deren Organ, die Kunstzeitschrift „Der Eigene“, vertreten wird.

Das Wesen beider Bewegungen ist bis heute allerdings nur einem kleinen Kreise verständlich geworden, während die große Masse ihnen mit höhnischem Lächeln oder gar mit Haß und Abscheu gegenüber steht. Dies gilt für die männliche Kultur-Bewegung in noch höherem Grade als für die Frauenbewegung. Doch auch diese hat noch genügend mit der allgemeinen Verständnislosigkeit zu kämpfen. Ich sehe ganz ab von der lächerlichen Phrase, die Frau gehöre ins Haus. Denn das heißt ja doch, eine jede Frau hat die Pflicht, einfach weil sie als Weib geboren ist, den Beruf einer Köchin, Dienerin und Kinderfrau für den Ehemann zu wählen. Demgemäß müßte zunächst jede Frau, die in einem bestimmten Alter, sagen wir 25 Jahre alt, noch keinen Mann gefunden hat, totgeschlagen werden, und ferner müßte, damit dieses Schicksal nicht allzuvielen Frauen zu Teil wird, die Vielweiberei eingeführt werden. Außerdem würde unsere Kultur der Frau als eines wesentlichen Faktors entbehren müssen, veranlaßt einfach durch eine brutale Gewalttat der Männer. Die Frauen könnten ja, wenn sie die Macht dazu hätten, mit gleichem Rechte vom Manne verlangen, daß er im Hause bleibe, während sie die Öffentlichkeit für sich in An-

spruch nähmen. Demgegenüber verlangt die Frauenbewegung gleiches Recht für beide Geschlechter. Viel wesentlicher ist der Einwand, daß die Frau nicht für alle Berufe passe. Da heißt es aber abwarten. Es ist wohl ganz zweifellos, daß Frauen auf die Dauer nur in Berufen tätig sein werden, die sie auszufüllen vermögen. Und schließlich kann man die Frauen so wenig wie die Männer über einen Kamm scheeren. So wenig, wie jeder Mann Arzt werden kann, so wenig kann es jede Frau, aber manche Frau wird auch diesen Beruf auszufüllen im Stande sein.

Was die Bewegung für männliche Kultur aber beabsichtigt, das ist bisher sogar vielen Lesern des „Eigenen" zu hoch gewesen. Die meisten verwechseln sie mit der Bewegung zu Gunsten der Homosexuellen und der Abschaffung des § 175. Diese Verwechselung hat keiner der beiden Bewegungen genützt. Daher ist eine Klarstellung dringend erforderlich. Die homosexuelle Bewegung geht von der Ansicht aus, es gäbe einzelne Personen, Männer und Frauen, die sich nur zu Angehörigen des eigenen Geschlechts hingezogen fühlen. Ein Teil von diesen Personen finde volle geschlechtliche Befriedigung nur durch Ausführung von Handlungen, die heute nach dem § 175 des Reichsstrafgesetzbuches als widernatürliche Unzucht bestraft werden. Demgemäß wendet sich die homosexuelle Bewegung, organisiert im „wissenschaftlich-humanitären Comité" zu Charlottenburg, gegen den § 175 und sucht Aufklärung über die Existenz solcher Homosexuellen zu verbreiten.

Anders die Bewegung für männliche Kultur. Als den Beginn dieser Bewegung betrachten können wir das Erscheinen des Aufsatzes: „Die ethisch-politische Bedeutung der Lieblingminne" von Elisar v. Kupffer, der zuerst im „Eigenen" 1. und 2. Oktoberheft 1899 (Neue Folge, 1. Jahrg. Heft 6/7) veröffentlicht war, und der von Kupffer herausgegebenen Sammlung „Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltlitteratur" *) als Einleitung vorangesetzt ist.

*) Jetzt: Verlag von Max Spohr in Leipzig. Preis 5 M. brosch.

Kupffer verlangte in dieser geistvollen Arbeit neben der Emanzipation des Weibes auch eine solche des Mannes: eine Emanzipation des Mannes von der Unterwerfung unter weiblichen Geschmack und weibliche Schönheit. Aber er wandte sich gleichzeitig gegen die homosexuelle Bewegung, der er, sehr mit Recht!, Verzerrung der Spitzen unserer Menschheitsgeschichte vorwarf, so daß man diese reichen Geister und Helden in ihren urnischen Unterröckchen kaum wiedererkennen mag! Nur hätte er deshalb der Wissenschaft, die sich hier allerdings verrannt hat, indem sie einzelne Erfahrungen verallgemeinern will, nicht seinerseits verallgemeinernde Vorwürfe machen sollen. Er forderte nun, daß man vor der Lieblingminne nicht die Augen wie vor einem Laster zudrücken sondern vielmehr, daß man aus ihr Nutzen ziehen und sich eine so wichtige Quelle der Kraft nicht entgehen lassen solle. Kurz, Kupffer forderte entschieden wieder eine Annäherung an die griechische Kultur. Er suchte durch seine berühmte Sammlung zu beweisen, daß sich die Lieblingminne bei fast allen Großen der Weltgeschichte findet, ohne daß man in diesen Leuten „Homosexuelle“ oder gar Halbweiber zu sehen braucht. Welche Bedeutung die männliche Kultur für die Lösung der sexuellen Frage besitzen muß, das hat allerdings weder Kupffer noch Eduard v. Meyer in seinem Artikel „Männliche Kultur“ (Januarheft 1903 des „Eigenen“) hinreichend betont. Viel deutlicher sieht schon Gotamo, der Verfasser des Aufsatzes „In die Zukunft“ (dasselbe Heft des „Eigenen“). Wir aber können nach dem vorher Dargelegten uns vollkommen scharf ausdrücken und sagen: Die Bewegung für männliche Kultur fordert von dem Jünglinge, daß er sich in engster Freundschaft einem zu ihm passenden Manne anschließe, daß er nicht der allgemein gestellten Forderung, er dürfe nur das Weib lieben, Folge leiste und seinen gleichgeschlechtlichen Liebestrieb unterdrücke; daß er nicht in den Armen einer feilen Dirne sich,

seine Familie und den Staat gefährde; daß er nicht Jagd auf ehrbare Weiber mache; daß er auch nicht durch maßlose Masturbation sich in früher Jugend seiner wertvollsten Kräfte beraube und an der Degeneration des Volkes arbeite.

Gewiß wird durch die Bewegung für männliche Kultur einer Verbreitung der noch vielfach für ein Laster gehaltenen Lieblingminne das Wort geredet, aber gerade damit man bald aufhört, in ihr ein Laster oder eine Krankheit zu sehen! Keineswegs aber dürfte diese Bewegung eine Vermehrung der männlichen Prostitution zur Folge haben, wie von kurzsichtigen Leuten törichterweise befürchtet wird. Nichts ist mehr geeignet, der Prostitution überhaupt, der männlichen wie der weiblichen, ein Ende zu machen, als ein Umsichgreifen der Lieblingminne! Denn wenn die männliche Jugend ihre Befriedigung im Anschluß an den geliebten Freund finden wird, braucht sie das ekelhafte und verächtliche Dirnentum nicht mehr. Und darin bildet die Bewegung für männliche Kultur eine wesentliche Ergänzung der Frauenbewegung und auch der abolitionistischen Bewegung. Eine männliche Prostitution mit ihrem Erpresserunwesen, mit den Kneipen, die man als Kneipen mit Bedienung von zarter männlicher Hand bezeichnen möchte, und dergleichen mehr, konnte ja überhaupt nur entstehen, weil sich der Homosexuelle heute dem Freunde nicht zu offenbaren wagt. Mit dem Siege der Bestrebungen für männliche Kultur ist die männliche Prostitution so gut wie die weibliche überflüssig geworden!

Die bedauerliche Verwechselung der Bewegung für männliche Kultur mit der homosexuellen Bewegung war es wohl auch, die die Staatsanwaltschaft veranlaßte, einige Hefte des „Eigenen“ zu konfiszieren und gegen die Bestrebungen des „Eigenen“ Stellung zu nehmen. Sonst hätte sie ja doch in den Veröffentlichungen des „Eigenen“ niemals eine Verherrlichung der „widernatürlichen Unzucht“ erblicken können. Kann doch ein Blatt, das einen idealen Freund-

schaftskultus im Sinne der alten Griechen wieder zu schaffen gedenkt, obendrein eine Kunstzeitschrift, niemals geschmacklos genug sein, unzüchtige Handlungen, ganz gleich welcher Art, verherrlichen zu wollen. So wenig, wie ein Liebesgedicht eine Verherrlichung des Geschlechtsverkehrs sein kann, so wenig „Der Eigene" eine solche „widernatürlicher Unzucht."

Wünscht aber nicht auch die Bewegung für männliche Kultur die Aufhebung des § 175?

Gewiß wünscht sie auch diese; sie legt aber keinen Hauptwert auf diesen Wunsch. So lange die Strafbestimmung besteht, wird sie von den Anhängern männlicher Kultur auch berücksichtigt werden müssen. Die Lieblingminne braucht nicht zu solchen Handlungen zu führen, wie sie nach der jetzigen Auslegung des § 175 durch das Reichsgericht unter Strafe gestellt sind! Immerhin kann es gelegentlich der Fall sein, und da man nicht aufhören wird, in der Lieblingminne ein Laster zu sehen, ehe der § 175 aufgehört hat zu existieren, darum muß auch vom Standpunkte der Bewegung für männliche Kultur gegen sein Bestehen entschiedener Einspruch erhoben werden.

Wenn die Wiedereinsetzung der Lieblingminne in ihre altgriechischen Rechte, ebenso wie zu damaliger Zeit, auch ein Aufblühen der Liebe des Weibes zum Weibe zur Folge hat, so ist das kein Schade. Vermieden muß aber werden, daß die Lieblingminne eine der altgriechischen Stellung der Frau entsprechende Verachtung des Weibes nach sich zieht. Schon Kupffer betonte, ein wie bedeutender Faktor des Lebens die Mutter ist; er betonte, daß auch als Gattin, Freundin und Mädchen das Weib eine Blüte sei, die wir nicht aus dem Garten des Lebens verbannt wissen möchten. Dafür zu sorgen, in diesem Sinne zu wirken, ist die Frauenbewegung da. Frauenbewegung und männliche Kultur, sie sind keine Gegensätze, sie ergänzen sich naturnotwendig zu einer brauchbaren Lösung des geschlechtlichen Problems.

Auf einer Schraubenlinie schreitet die Menschheit empor. Die Frauenbewegung führt uns zu altjüdischen, die Bewegung für männliche Kultur zu altgriechischen Idealen zurück. Aber eine Schraubenwindung höher werden wir gestiegen sein: beide Kulturen verschmelzen sich zu einer höheren, vollkommeneren. Nicht mehr allein das Weib wird den Geschmack des Mannes beherrschen und von ihm Liebe heischen; sie wird aber auch nicht mehr seine Sklavin sein, sondern die gleichberechtigte, ebenbürtige Gefährtin. So blüht uns durch Frauenemanzipation und männliche Kultur einst, und hoffentlich in nicht allzuferner Zeit eine wahrhaft menschliche Kultur. Nietzscheaner mögen sagen, eine übermenschliche.

EDWIN BAB.

SCHWARZE NÄCHTE

I

Eure sagengrauen Schreckgestalten
Und geheimnisbange Traumgewalten
Fürcht ich gleich den allerschlimmsten Höllennächten,
Denn ich weiß, sie kommen nur zu rechten
Mit den reueheißen Seelen.

Tauchen heimlich aus den schwarzen Fluten,
Quälen uns mit ihren Flammenruten
All, die fühlen mußten ihre grimmen Hiebe,
Wissen, daß man nie den Gott der Liebe
Darf in schwarzen Nächten suchen!

II

Ruhelos ist meine Seele
Und sie spannt die Flügel weit
Und ihr dehnt sich jede Stunde
Endlos wie die Ewigkeit.

Ihre Heimat geht sie finden
Und wo mag die Heimat sein?
Da, wo alle Wünsche schlafen
Und die Götter gern verzeihn!

III

Selten laß ich einen Tag versinken
In des Abends grabesstille Bucht
Ohne, daß ich gläubig es versucht,
Aus dem Born des goldnen Lichts zu trinken.

Selten laß ich eine Nacht verrauschen
Die wie eine stumme Frage drängt,
Die Gedanken zu Gedanken zwängt,
Ohne ihre Seele zu belauschen!

MAX MAYER

BARRIAS

DER LIEBLING DES SPARTACUS

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

IST ES NÖTIG?

In einer steilen Bachrinne, die von dem mächtigen Firn bis herunter in das urbare Tal geht, mäht schon seit Sonnenaufgang ein junger Mensch das spärliche Uferheu. Es ist eine Arbeit, bei der man sich tummeln muß, wenn sie lohnen soll. Der schlanke und geschmeidige Bursche ist flink und geschickt genug. Er fängt mit der Sense das bischen Grün zwischen den Felstrümmern zusammen, bald mit einem Fuß auf einer Steinspitze balancierend, bald wieder in dem tosenden Eiswasser stehend. Mancher stärkere Mann würde in der pfeilschnell abschießenden Flut nur schwer stehen können, aber der junge Mäher spreizt nur ganz leicht die nackten schönen Beine und wiegt sich noch mit feiner Anmut in den Hüften, wenn er einmal von seinem Stande aus einen ordentlichen Sensenzug machen kann. Jetzt, zur Mittagszeit, darf er schon auf seine Leistung stolz sein. Die junge geizige Bergbäuerin, bei welcher er im Dienste steht, will nicht so bald etwas ein gehöriges Tagewerk nennen. Wie er nun gerade wieder ins Wasser hüpft, tönt ein lachender Schrei vom Ufer her: „Brrr! Zimperlich bist Du nicht!“

Die großen, frommen Augen des Burschen sehen etwas scheu, dann allmählich mit immer größerer Bewunderung auf den Mann vor ihm. Dann schießt plötzlich eine starke Röte in das reizende, frische Jünglingsantlitz. In der nächsten Sekunde sitzt der Bursche bis an die Schultern im Wasser.

„Gehen Sie doch weiter, Herr! Es steigt sonst selten jemand da herauf. Ich wollte mir die Kleider nicht naß machen. Gehen Sie!“ Das klang wie höfliche Bitte und Entschuldigung.

Der Fremde stand eine Weile unschlüssig still. Der prachtvoll entwickelten Gestalt nach war er nicht viel über dreißig Jahr alt, den markanten, edlen Zügen nach älter. Seinen vollen, sinnlichen Mund umspielte ein etwas verlegenes Lächeln, aber die großen, leuchtenden

Blauaugen wichen nicht von dem Burschen. „Du bist ja doch ein Junge. Komm nur heraus.“

„Ja, aber —“ wendete der nackte Bursche schamhaft lachend ein.

„Schnell aus dem Eiswasser!“ befahl der Mann nun sehr strenge. „Das könnte ja Dein Tod sein. Wär schade um Dich.“

Lediglich aus Folgsamkeit faßte der Bursche einen herzhaften Entschluß. Er sprang empor und setzte sich am Ufer auf einen Stein. Der Fremde setzte sich ohne seiner lichten Hosen zu achten gleich neben ihn hin. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihn dann mit sonderbar fragenden Blicken an. „Weißt Du, daß Du sehr, sehr schön bist?“

„Schön?“ Der junge Mensch erglühte wieder unter dem Leuchten der großen, blauen Augen. „Sie sind schön, ich nicht.“

„Ich?“ machte der Fremde eigentümlich überrascht. „Gefall ich Dir?“

Der Bursche nickte zur Antwort. Den Mann abermals anzusehen, fürchtete er sich. Seltsamerweise bäumte sich die Natur des unbefangenen Jungen nicht gegen sein Gefühl der Scham und hilflosen Ergebenheit auf. Es hatte ihm noch nie etwas so geschmeichelt, als daß ihn der Fremde schön fand, dessen ganzes Wesen ihn in wundersam wonnige Fesseln schlug. Er verstand sich weder in diesen Augenblicken, noch wollte er sich verstehen. Er fürchtete nur, daß der Mann fortgehen könnte.

„Wie heißt Du?“ fragte jener nach einer Weile mit weichem Stimmklang.

„Bertl.“

„Und was bist Du?“

„Knecht bei einer Bergbäuerin.“

„Knecht? Das ist nichts für Dich. Oder wenn schon, dann mein Knecht. Möchtest Du das sein?“

Dem Burschen war wie im Traume. Er brauchte nicht viel zu überlegen, um innig „Ja“ sagen zu können.

„Ja? Dann mußt Du gleich mitkommen.“

„Wohin?“

„Weit hinaus in die Welt. Aber das ist egal. Du bist in gutem Schutz. Glaubst Du das?“

„Ja,“ lautete wieder die Antwort.

„So, was sagt Dir, daß ich Dich gut schützen werde?“

„Du — Sie sagen es und —“

„Vielleicht gar Dein Herz?“

„Ja, Sie erraten es.“

„Sag nur Du und Bernhard. Wie herrlich weich Du bist, Junge! Ist denn die Hingabe so ganz echt? Sprich, sprich —.“ Bernhard drängte mit Ungestüm.

„Ich weiß es nicht, Herr, ich weiß es nicht, was es ist, daß ich mir heute gar nicht helfen kann.“

„Bist wohl sonst ein recht liebstoller Kater, gelt?“ forschte Bernhard.

„Gar nicht,“ behauptete Bertl ehrlich. „Nicht einmal meine Bäuerin mag ich, die möchte mich heiraten, so arm ich bin.“

„Das glaube ich, die setzt Dir wohl tüchtig zu?“

„O ja,“ entgegnete Bertl beklommen. „So — daß mich alle Weiber anekeln. Weil ich nicht willig bin, quält sie mich. Immer redete ich mich aus: Ich will noch warten und —“

„Und?“

„Und — nein, da wollt ich was Sinnloses sagen.“

„Sags!“

„Nun, jetzt ists mir, als wüßt ichs, daß ich da auf Dich — auf Sie — aber das kann ja nicht sein. Ich bin närrisch geworden. Mir träumt. Mir muß träumen!“

„So träum nur,“ sagte Bernhard, seine Hände erfassend. „Träum nur. Und komm mit.“

„Aber,“ sagte Bertl zögernd. „Ich habe mich ja verdungen bis zu Weihnacht.“

„Hast Du vielleicht Vorschuß vom Lohn genommen?“

„Nein — so liederlich bin ich nicht. Jetzt bin ichs freilich, wo ich so ohne weiteres Dir nachlaufen möcht, aber hol mich der Teufel? wenn —“

„Was?“

„Wenn es eine Sünde ist, daß ich Dir nachlaufe, so fürchte ich drum die Hölle nicht. Kommst dann gewiß auch hinein. Oder bist Du selber der Teufel.“ Es war ihm wirklich ein wenig ernst mit der letzten Frage.

„Wenn ichs wär?“ fragte Bernhard amüsiert.

„Dann bitt ich Dich: Verwandle Dich nur nicht. Das wär' mein Tod. Nicht nur wegen des Schreckens mein Tod, sondern aus Leid. Nicht wahr, Du bist wie Du bist, gibst Dich nicht anders?“

„Nein. Glaube mir.“ Bernhards Augen waren feucht geworden.

„Gott! Was ich da gefunden habe! Willst Du mir einen Kuß geben, Junge?“

„Einen Kuß?“ fragte Bertl fast verständnislos. „Ist denn das nötig?“

„Nein. Es ist nicht nötig. Du hast recht — es ist nicht nötig. Verzeihe mir und komm, komm.“ —

Bertl war still und traumverloren mit in die Stadt gefahren. Jedes liebe Wort, jeden warmen Blick Bernhards erwiderte er zwar mit hinreichender Herzlichkeit, aber von selber trat er niemals aus sich hervor. Und so blieb es dann auch in Bernhards vornehmem Junggesellenheim. Bertl schien seine meiste Seligkeit im Schweigen zu finden. Erst ließ ihn Bernhard gewähren mit immer reger werdenden Interesse das Benehmen des neuen Lieblings beobachtend.

Dieser war stark von der Erinnerung beeinflußt, daß er dem Manne als Knecht folgte. Die fürsorglichste, zartbedachteste Hausfrau hätte bald mit ihrer heißesten Mühe hinter dem zurück bleiben müssen, was Bertl in der Bedienung Bernhards aufbot. Der junge Mensch wußte dabei wunderzart jeden Anschein, als ob er den Herrn hätscheln wolle, zu verbergen. Wo selbst das feinfühlendste Weib schon Dank erheischt, fühlte er sich noch als Schuldner. Und das war richtig. Er schuldete doch Bernhard einen viel höheren Himmel als einen solchen jemals ein Mann einem Weibe zaubern kann. Der Verkehr zwischen den beiden Männern blieb lange harmlos, kindisch, wie der Verlauf ihrer ersten Begegnung. Wenn einer mit der Aufrichtigkeit zurückblieb, so war es Bernhard. Er fühlte unendlich leidenschaftlicher für seinen Schatz als er dies scheinen ließ. Nur mit dem Aufwand aller Selbstbeherrschung blieb er in den Schranken, die ihm das unschuldsvolle Wesen Bertls setzte. Bald mußte er einsehen, daß er anfangs zwischen der Weichheit und Reinheit des Burschen zu schlecht unterschied. Der gute Junge glühte für den älteren Freund und fürchtete dabei jede Berührung desselben wie tötlichen Feuerbrand. Schon bei einem Händedruck Bernhards zitterte er und hob, wie um das Leben flehend, die Augen. Bernhard beschloß zu warten, bis der andere zutunlicher würde. Er hätte ein freiwilliges, zärtliches Entgegenkommen Bertls als einen unbeschreiblichen Triumph empfunden. Aber das Warten dauerte ihm dann doch zu lange. Bertl schien sich mit den bestehenden Verhältnissen dauernd bescheiden zu wollen.

„Höre," sprach eines Abends nach einer ziemlich alltäglichen Unterhaltung Bernhard zu dem Burschen. „Ich will jetzt heiraten."

Er log selbstverständlich. Aber er tat es mit der ernstesten Miene, und beobachtete dann voll Vergnügen das Entsetzen des Lieblings. Der arme Junge bemühte sich gar nicht, Schrecken und Enttäuschung zu verbergen, es wäre ja vergebens gewesen bei der Wucht dieser Empfindungen.

„Warum?" stammelte er, wobei auch schon seine Augen naß wurden.

„Ach, das begreifst Du nicht? Ich brauche Liebe." Vollkommener hätte er den Burschen nicht kränken können. Dieser saß wie von einem Keulenschlag taumelnd da. Erst nach einer Weile sagte er scheinbar ruhig und ergeben: „Dann brauchst Du mich ja nicht mehr." Dabei erhob er sich auch schon.

„Dich?" Bernhard heuchelte Überraschung. „Unser Verhältnis bleibt doch das alte, wenn ich heirate."

„Deine Frau würde sich bedanken, wenn ich im Hause bliebe."

„Warum? Was besteht Unrechtes zwischen uns?"

„Nichts? Du meinst nichts? Die Frau würde es bald merken."

„Nein Bertl. Von mir aus besteht nichts Unrechtes zwischen uns."

„Das glaube ich Dir aufs Wort, Bernhard. Mich aber bringt diese unrechte Liebe fast um."

Bernhard lächelte. „Die rechte Liebe zu mir brächte Dich nicht um, Bertl."

Der Junge verstand ihn nicht. „Was wäre das für eine, die rechte? Nein, die kann es zwischen uns nicht geben."

„O ja, Bertl. Das ist die ehrliche, unverborgene. Sobald Du Dich ganz heraus traust mit ihr, ist sie recht und bringt Glück wie jede andere, die echt ist."

„Glaubst Du?" fragte Bertl zaghaft. Aber dann fuhr er wieder auf. „Du hast aber vom Heiraten geredet."

„Nun? Wenn Du mich dazu zwingst. Verstehst Du denn noch nicht —"

Der Bursche ließ tieferrötend den Kopf sinken. „O ja," sagte er leise. „Ich verstehe Dich jetzt, aber — heirate doch lieber! Ich gehe wieder."

Jetzt war das Entsetzen an Bernhard. „Warum?" rief er und dann brach er schier verzweifelnd los: „Bertl! Muß ich Dich denn

wirklich freigeben. Bringst Du es nimmer dahin, Dich mir ganz zu schenken. Ich liebe Dich ja über alles in der Welt!“

Er schlang seine Arme um ihn. Aber weit mehr als Bertls leise Abwehr ließ ihn dessen Zittern von der Umarmung ablassen. Dieses Zittern scheuchte ihn zurück. Es war ihm wie nach einem Frevel an etwas Heiligen. Die Hände sanken ihm herab, er schämte sich seiner Tat. Unter einem seltsamen Erblassen der Wangen sank er auf einen Stuhl. Seine Augen glühten nicht mehr in heißer Leidenschaft, sondern sahen ehrfürchtig bittend zu dem Burschen empor: „Verzeihe mir, Bertl. Ich sehe, Du bist zu gut, zu rein für mich!“

Und dann geschah dem Mann so unendlich weh und leid. Er legte den Kopf auf die übereinander gelegten Arme hin und weinte. Aus Reue, daß er sich an Bertl versündigen wollte, weinte er eigentlich nicht, eher doch aus Schmerz, daß sein Liebling zu heilig, zu unerreichbar für ihn war.

Bertl staunte erst über den Freund, dann kam ein so übermächtiges Mitleid, wie man es nur für geliebte Menschen empfindet, eine Rührung, die alles Andere zerschmolz. Er streichelte erst des Mannes Haar, dann nahm er dessen Kopf in die Hände. Und dann lächelte er ihn mit seinem liebreichsten Lächeln an und konnte sich nicht mehr halten, mußte ihm die Tränen trocknen mit heißen Küssen. Er zitterte nicht mehr, viel eher bebte der Mann in den machtvoll überwältigenden Armen des anderen: „Aber Bertl, jetzt bist Du es ja, der —“

„Ja!“ klang es mit von allen Bedenken erlösenden freiheitsseligen Jubel. „Jetzt bin ich es! Ich kann nicht mehr anders. Und ich fühls: Es ist recht! Es ist nötig!“

DIOGEN.

TÄNZER

FIDUS

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

FIDUS *

Er steht ganz abseits. Der Weg, der zu ihm führt, ist ein seltsamer, und nachschaffend ist ihm bisher Keiner darauf gefolgt. Fidus wird auch schwerlich Schule machen: aus dem einfachen Grunde, weil sich seine Schüler nicht nur zu Schülern seiner Kunst, sondern vor Allem auch zu Schülern seiner geistigen Anschauungen bekennen müßten, da Beides bei ihm so untrennbar ist! Wer Fidus schaffend in den Spuren seiner Kunst nachfolgen wollte, müßte auch Spuren seiner Seele haben, und zwar reiche Spuren, denn die Seele bedeutet bei ihm Alles. Er sieht weniger mit den Augen, als mit ihr! Er fühlt weniger mit dem Herzen, als mit ihr!

Er steht dem Leben fern. Er ist ein Einsiedler, ein stiller Mann für sich. Er mengt sich nicht gern unter die Menschen und erlebt nach Außen hin nicht viel. Sein Innenleben ist Alles.

Man kann ihn keiner Klasse zurechnen. Er ist ein Autodidakt. Die Anregungen, die er von Diefenbach erfahren,

---

* Im Verlag von I. C. C. Brun's (Minden i. W.) sind drei bedeutungsvolle Fidus-Publikationen erschienen:

1) FIDUS von Wilhelm Spohr. Das Werk enthält über 200 Darstellungen nach Originalen von Fidus im Text, 27 ganzseitige Kunstblätter als Beilagen in Dreifarbenlichtdruck, Lichtdruck und Chromo-Fototypie, unter Leitung des Künstlers reproduziert. Einband und Vorsatzpapier von Fidus. Format 32×24 ctm. Kunstdruckpapier. Preis 30 Mark.

2) TÄNZE. 11 ganzseitige Tafeln in ein- und mehrfarbiger Lichtdruckreproduktion. In künstlerischer Mappe. Format 49×35 ctm. Preis 18 Mark.

3) NATURKINDER. 10 ganze Tafeln, Reproduktion und Format wie Nr. 2. Preis 18 Mark.

Die Reproduktion und die Ausstattung sind mustergültig zu nennen!

bei dem er eine Zeit lang weilte, da ihm dessen Kulturideen mit den seinigen zu harmonieren schienen, darf man zwar nicht vergessen, aber sie erscheinen doch ohne wesentliche Bedeutung. Fidus stände heute ebenda, wo er steht, wenn er Diefenbach nie gesehen hätte. Von ihm hat er den Namen erhalten, unter dem er schafft. Sein Taufname ist Hugo Höppener.

Er ist Norddeutscher und von Kindheit an gewöhnt, das Meer und die weiten Haideflächen zu überblicken, das Auge ins Grenzenlose schweifen zu lassen und sich träumend dem Gefühl der Unendlichkeit und Ewigkeit hinzugeben. Es ist gewiß kein leeres Wort, wenn man behauptet, daß Menschen des tiefen, flachen Landes mit weitentlegenem Horizont sich nachhaltiger und mit größerem Bedürfnis in hohe geistige Anschauungen hineinleben, als solche, deren Entwickelung sich in einem von der Natur eng begrenzten Distrikt vollzieht, in dem alle Dinge eng aneinandergerückt erscheinen und sowohl das Auge als den geistigen Flug beengen.

Fidus stammt aus Lübeck. Sein Vater war Konditor. Durch dessen kunstvolle Arbeiten hat er die ersten Anregungen erfahren. Er genoß früh Zeichenunterricht und war immer sehr arbeitsam. Seine eigentliche Ausbildung hat er an der Münchener Akademie unter Gysis erhalten. Sein Zusammenleben mit Diefenbach, das sich auf zwei Jahre erstreckte, künstlerisch aber ziemlich ertraglos war, da Diefenbachs Interessen und Ideale nach einer ganz anderen Seite hinneigten, erwähnten wir schon. Die erste große Enttäuschung erlebte der junge Künstler, als die Münchener Jahresausstellung von 1891 fünf seiner Kartons, auf die er große Hoffnungen gesetzt hatte, zurückwies. Er schloß sich nun an Dr. Hübbe-Schleiden an und ging mit diesem nach Berlin, um dort für die von Hübbe gegründete Zeitschrift „Sphinx“ zeichnerisch tätig zu sein. Es war eine fleißige Zeit, die ihren Abschluß fand durch die Abreise Hübbe-Schleidens nach Indien. Die „Sphinx“ ging ein. Fidus wandte sich anderen illustrativen Arbeiten zu. Er ist heute

der Tätigsten einer, die wir auf diesem Gebiet haben. Seine eigentlichen Pläne sind freilich anderer Art. Aber für große künstlerische Pläne hat die Welt kein Geld, und der Mensch will leben. Friedrichshagen bei Berlin hat er sich dauernd zum Wohnsitz gewählt. Wenn er aber hinausflieht aus der Nähe der Weltstadt, wendet er sich dem Norden zu. Norwegen lockt ihn am meisten. Italien hat er nie gesehen, es zieht ihn nicht dort hinab. Das nordische Meer ist seine Liebe, in Verbindung mit den nordischen Bergen. Es lockt ihn, was der Süden entbehrt und der Norden so reichlich hat: Die stille Melancholie der Dämmerstimmung, die Nebel, die über das Meer und über die Felder ziehen, das Rauschen alter Kiefern- und Eschenwälder, die Poesie der Heide und des Moores.

Fidus Weltanschauung kann man ebensowenig kategorisieren wie die Äußerungen seiner Kunst. Er hat enge Beziehungen zu Pantheismus und Buddhismus. Ihm ist die Natur in ihren geringsten Erscheinungen Leben und Seele. Er ist ein Naturanbeter. Er sieht in allem Materiellen zugleich das Geistige. Jede Landschaft und jedes Staubkorn in dieser Landschaft ist ihm ein lebendiges Stück der unbegriffenen Gottheit. Das Rauschen des Waldes, der Wind, der durch die Gräser geht, das Ziehen der gestaltenreichen Wolken, durch die der Mond sein bleiches Silberlicht wirft, das Meeresrauschen und die geheimnisvollen Klänge in der Luft — alles das sind ihm Zeichen mystischer, überirdischer, seelenbegabter Kräfte, vor denen er sich beugt und die er mächtig auf sich wirken läßt.

Alles, was die Natur ihm an Empfinden schenkt, trägt er nun in seine zarte Kunst hinein. Diese Kunst erzielt ihre Wirkungen fast einzig durch ihre Linien. Es ist eine ganz komplikationslose Technik. Es ist eine ganz einfache Zeichenmanier, nur Linien und wieder Linien, kaum daß der Wischer verwendet wird.

Als Zeichner kommt Fidus zunächst in Betracht. Nur als solcher ist er weiteren Kreisen bisher bekannt. Aber

eine reiche Natur, wie er, kann die Farbe doch nicht entbehren. Er selbst sagt es, daß sie nicht seine starke Seite ist. Aber wenn man die ziemlich zahlreichen, nur zu oft freilich Skizzen gebliebenen Ölsachen betrachtet, die sich in seinem Atelier befinden, so muß man es bedauern, daß er sich seit Jahren soviel wie ganz von der Farbe abgewendet hat. Es sind unter den Ölskizzen manche, die durch die Intimität ihrer Farben frappieren. Besonders einige Motive aus dem Gebiet der Mitternachtssonne habe ich im Sinn. Und dann eine trübe märkische Landschaft, eine moorige Wiesenfläche mit einem Kieferwald im Hintergrund, von bedeutendem Stimmungsgehalt, koloristisch vortrefflich. Einige Porträts in Pastell bezeugen ebenfalls sein Gefühl für Farbe.

Wenn man sich einmal klar macht, welches denn die Grundelemente sind, die die Kunst Fidus beherrschen und ihr Reiz verleihen, so kommt man leicht zu dem Resultat, daß es die Sehnsucht und die Keuschheit sind. Sehnsucht birgt jede Linie, Keuschheit jeder Akt, den Fidus zeichnet. Seine Menschen ringen nach dem Glück und verzehren sich im Sehnen danach. Er zeichnet gern jugendliche Gestalten mit flatterndem Haar, die verlangend auf die Spitze eines Berges stürmen und flehend die Hände zum Himmel recken und ihre heißen Wünsche nach Erkenntnis stammeln. Und diese Gestalten sind nackt. Aber die Nuditäten Fidus' sind jungfräulich keusch, wir spüren sie beinahe gar nicht als Nuditäten. Sie sind ätherisch wie ein holder Duft — wie der zarte Duft der Lilie. Wenn ich Zeichnungen von Fidus betrachte, muß ich immer an diese Blüte denken. Sie ist die Lieblingsblüte des Künstlers. Unter den Bäumen bevorzugt er die Palme. Unter den Jahreszeiten den Frühling. Unter den engeren Zeiten den Abend. Sein Empfinden ist ganz deutsch und dem deutschesten Gefühl, dem Heimweh, hat er ergreifenden Ausdruck gegeben. Es zieht sich eigentlich durch seine ganze Kunst wie eine zarte Heimwehstimmung, die ja auch nichts weiter als eine besondere Stimmung der Sehnsucht ist.

Fidus komponiert nicht viel. Er isoliert gern von allem Beiwerk, um die einzelne Form, die bei ihm fast immer der jugendliche Leib ist, allein durch sich wirken zu lassen. Der nackte, jugendliche Leib lockt ihn immer am meisten. Seine Akte, zumeist weibliche, sind von einem verklärenden Zauber der Reinheit umflossen. Die Linien dieser Akte sind von fast übernatürlicher Schlankheit, traumhaft verloren, wie in Duft zerfließend, reich an Seele. Dabei verfügt er zugleich über Linien, die markig sind und fast, als seien sie ehern. Es sind die Linien des Kummers und der Not. Sie gestalten sich zu alten, verhärmten Mienen mit tiefen Furchen in der Stirn, mit eingefallenen Wangen und hohlen Augen, aus denen die Qual eines grausamen Daseins spricht, das ohne Erbarmen war.

Aber diese Motive sind seltener. Es zieht ihn immer wieder zur Jugend zurück. Und so oft auch über die sich sehnende Jugend hinaus zu dem noch ganz im Schlummer Befangenen, Naiven, rein Kindlichen. Seine Kindermotive dürfen wir nicht vergessen. Es sind rechte Friedens-, rechte Nirwanabilder. Auch rein äußerlich rufen sie buddhistische Ideen in uns wach. Die großäugigen Kinder mit den zarten Ärmchen und dem langen Haar ruhen auf den breiten Blättern der Lotosblume und lächeln zum Himmel empor, der ihre Heimat ist. Und zwischen ihnen treiben die weißen, indischen, königlichen Blüten, und ihr Duft verklärt die süßen Leiber mit einem stillen Glanz. Oder die Kinder spielen mit Schlangen, deren Zähne noch kein Gift verbergen, oder sie reiten auf wilden Tieren, die die liebe Last fröhlich dulden, oder sie tanzen auf Blütenstengeln oder lachen, im Reigen sich windend, mit Jubeln in die Sonne hinein . . .

So ist Fidus. Ein religiöser Mensch ohne religiöses Bekenntnis. Eine grüblerische, nach außen hin stille, urdeutsche, von stetem Sehnen erfüllte, aber in sich ausgeglichene Natur. Er ist noch jung, die Reifezeit seines Schaffens liegt noch vor ihm. Möge sie ihm und uns reich an edlen Früchten sein.

DR. HANS BETHGE.

IM STRUDEL DER HAUPTSTADT VERLOREN

Den ich nicht wiedersehen werde,
Wie hat mein Herz für Dich gebrannt!
Du bist der schönste Mann der Erde
Und mir so nah, so nah verwandt.

Dein Auge glänzt in stolzer Reinheit,
Es strotzt Dein Arm von Manneskraft,
Bist nie versunken in Gemeinheit
Und doch ein Sohn der Leidenschaft. —

O Gott, wie eng sind wir verbunden,
Wie für einander auserwählt —
Und haben einmal uns gefunden
Und dann auf ewig uns verfehlt. —

AMAND ERNESTI

IN SANSSOUCI

(1902).

Ein Spätherbsttag mit Laubfall, Wipfelrauschen.
Mildblau der Himmel. Letzte späte Lichter
Der Ewgen überschauern Sanssouci.
Aus goldnen Wipfeln, rot und gelben Zweigen,
Aus blauem Duft, im Abendscheine leuchtend,
Umglänzt von der Orangen fahlem Grün,
Hebt sich Dein Wunderschloß, o Vielgeliebter!
In allen Scheiben brennt der tiefe Abend.
Die Statuen schimmern und die weißen Brunnen.
Stramm vor dem Schloß ein junger, frischer Posten
hält Wache.

Sanssouci, o heiliger Name!
Ich steh berauscht von dieser Stunde Glück
Und schau, begeistert wie in erster Jugend,
Mit Macht versetzt in eine andere Zeit,
Auf halber Treppe an dem Marmor lehnend,
Herunter in den Park, hinan zum Schloß.

O Sanssouci! hier wolltst Du ohne Sorgen,
Dem eklen Tag entflohn, Du Edler, leben.
Umweht von Deiner Größe Ewigkeit,
Fühl ich beglückt die Nähe Deines Geistes.
Ach, hier träumt alles von Dir, Einzigeiner,
Die grünen Lauben und die weißen Statuen,
Uralte Bäume, Freundschaftsmäler, alles.
Der Ewiggroßen einer bist Du, dem sich
Anbetungsvoll das stolzste Herz muß neigen.
Erhabner Geist, ich geh auf Deinen Spuren.
Wie bin ichs wert zu immer einer solchen Zeit?

Ich blicke auf die schweigenden Terrassen,
Auf eine sammetrote, späte Rose,
Dran trunken ganz ein blauer Falter hängt,
Auf Deine Wasserkunst, herbstgelbe Wipfel,
Aufs sinkende Gestirn und letzte Blumen,
Auf Deine Welt, Du unvergeßlich Großer.

Da plötzlich wird die Stille um mich tiefer.
Mein Auge kehrt zum regungslosen Schloß.
Und dann vernehm ich helles Lachen, Plaudern.
Des Rundsaals große Doppelglastür öffnet
Geräuschlos sich.
Am Arme eine Dame
Mit Altlasstöckelschuhn und Turmfrisur,
Auf rosgen Wangen Schönheitspflästerchen,
Nahst Du, o Friedrich, jugendschön erstrahlend.
Du beugst — wer mag sie sein? — Dich zu ihr nieder,
Dem einzgen Weibe unter all den Freunden,
Die hinter Dir den Speisesaal verlassen
— Biche tollt in freudgen Sprüngen vor Euch her —
Und siehst sie an mit Deinen Adleraugen.
Zur Treppe geht der Zug, an mir vorüber.
Nur eine Stufe steigst Du, küßt die kleine,
Zierliche Hand. „Adieu, madame!“ Entlassung.
Und zum Bassin bewegt der Schwarm sich nieder.
„Au revoir, messieurs! Komm, Biche, allons!“
Das Windspiel, das die Treppen vorgeeilt,
In langen Sätzen kehrt's zu Dir zurück.

Bei Dir allein bleibt der Marquis d'Argens.
Ein Antlitz, zart, mit schönen sanften Augen.
Du nimmst den Arm des schwärmerischen Freundes
Und drückst ihn innig an die Freundesbrust.
So wandelt schweigend ihr auf der Terrasse.
„Ich dachte heut an Jordan, cher marquis.
Ach, daß er starb. O mort impitoyable!“
Der eben noch so glücklich Lächelnde
Erschrickt. Wie eifersüchtig forscht er nun
In seines Freundes blauen Märchenaugen
Und spricht dann stille, windverwehte Worte.
Du Großer lächelst und drückst seinen Arm.
Und dann entläßt Du ihn, um selbst zu folgen.
Doch vorher bückst Du Dich zu einer Blume.
Sie ruht in Deiner schlanken Hand. Die Strahlen
Des jäh verlodernden Gestirns umweben
Mit einer weithin leuchtenden Gloriole
Dein königliches blondes Haupt.

So stehst Du ganz im Licht, dicht vor der Glastür,
Und wendest Dich noch einmal zu dem Park,
Zum Wipfelrauschen, zu der Wasserkunst,
Zu Sonnenuntergang, Orangen, Rosen.
Von ferne klingt das Glockenspiel herüber,
Und dann — ein Schauer geht durch mein Gebein —
Dann ruht Dein wunderbares Aug' in meinem.

ORESTES.

BERGNACHT

Tanze, mein Herz:
Dein Liebling wacht! — —
Leise singen die Sterne —
Leise flötet die Nachtigall —
Leise betet der Wasserfall —
— — Ein Jagdhorn klingt in der Ferne! . . . . .

Juble, mein Herz:
Dein Liebling lacht! — —
Augen, still wie die Sterne —
Zähne, blitzend wie Schwerterschein —
Lippen, blühend wie alter Wein —
Junge, wie hab ich Dich gerne! . . . .

Ruhig, mein Herz,
Ganz sacht — ganz sacht:
Über uns träumen die Sterne!
Rosen brennen auf Brust und Arm,
Wilderstickend des Abschieds Harm,
Leuchten wie purpurne Ferne!

ADOLF BRAND

BÜCHER UND MENSCHEN

Hans Rau: „Die Grausamkeit". Mit besonderer Bezugnahme auf sexuelle Faktoren. Mit zahlreichen Illustrationen. Berlin 1903 bei H. Barsdorf. Brosch. 4 Mk.

Daß Beziehungen zwischen dem Geschlechtsleben des Menschen und grausamen Handlungen bestehen, das weiß man seit langer Zeit. Man kannte den Sadismus und den Masochismus, man wußte auch, daß jeder Liebende dazu geneigt ist, den Gegenstand seiner Liebe ein wenig zu quälen oder sich von ihm quälen zu lassen. Man preßt das geliebte Wesen gern fest, recht fest an sich und beim Kusse beißt man wohl gelegentlich einmal. Auch sagt ein altes Sprichwort: „Was sich liebt, das neckt sich." Nun sucht Hans Rau den Nachweis zu erbringen, daß ganz allgemein die Grausamkeit in jeder ihrer Formen eine Aeußerung des Geschlechtstriebes wäre. Er beschäftigt sich mit dem Auftreten der Grausamkeit zu allen Zeiten, von Altertum bis in die Gegenwart, er verfolgt sie in der Religion, in der Rechtspflege, in der Sklaverei, in der Erziehung, im Kriege und im Volksleben. Ueberall bemüht er sich, zu zeigen, daß die Grausamkeit auf sexuellen Faktoren beruhe.

Zunächst beschäftigt sich Rau mit den älteren Erklärungsversuchen der Grausamkeit. Dabei findet er, daß eigentlich nirgends von einem Grausamkeitstriebe in seinem Sinne die Rede ist, d. h. einem Triebe, der den Menschen veranlaßt, grausam zu sein aus reiner Lust an der Grausamkeit. Daß es einen solchen Trieb gibt, hat Rau nun an unzähligen Beispielen in seinem Buche bewiesen.

Der Grausamkeitstrieb äußert sich aktiv oder passiv, d. h. der Grausame sucht entweder andere oder sich selbst zu quälen. Beide Formen des Grausamkeitstriebes kommen aber fast immer vereinigt vor und gehen in einander über. Der Sadist wird gelegentlich zum Masochisten, und der Masochist zum Sadisten. Daß der Grausamkeitstrieb nicht bei allen Menschen und beim Grausamen nicht zu jeder Zeit vorhanden ist, erklärt Rau dadurch, daß der Geschlechtstrieb sich immer da in den Grausamkeitstrieb verwandelt, wo der Geschlechtstrieb nicht auf normale Weise genügend befriedigt werden kann. Ueberhaupt sieht Rau den Beweis für die Richtigkeit seiner Annahme von der sexuellen Grundlage der Grausamkeit in dem vielfach beobachteten Umschlagen des unbefriedigten Geschlechtstriebes in den Grausamkeitstrieb.

— — — — — — — — — — — — — —

Mir erscheint die Erklärung Raus unhaltbar. Man denke nur z. B. an die Persönlichkeit des Marquis de Sade. Dieser Mann, der ja gerade ein typisches Beispiel eines Grausamen abgibt, hat seinen Geschlechtstrieb doch wahrhaftig in der ausgibigsten Weise befriedigt. Gerade bei ihm

sehen wir deutlich, daß der Grausamkeitstrieb am üppigsten nicht anstatt, sondern neben dem Geschlechtstriebe entwickelt ist.

— — — — — — — — — — — — — —

Dieser eine Irrtum Raus ändert aber nichts an der hervorragenden Bedeutung der Schrift. Wenn wir bedenken, daß eine derartige zusammenfassende Arbeit über das Wesen und die Verbreitung der Grausamkeit in der modernen Litteratur überhaupt noch nicht vorhanden war, so haben wir erst das volle Verständnis für ihren Wert. Und dieser besteht nicht nur in der Menge des zusammengetragenen Materials, sondern auch in der Anordnung und Verarbeitung des Stoffes. Von besonderem Werte ist der Nachweis, daß überall da der Grausamkeitstrieb seine Orgien feiert, wo der Grausame aus irgend welchem Grunde geringere Furcht vor Strafe zu haben braucht. So züchtet der Militarismus, besonders der Kolonialdienst, die absolute Fürstenherrschaft, und vieles andere, geradezu Grausamkeitsverbrechen. Man denke nur an die Soldatenmißhandlungen, an den sogenannten „Tropenkoller" und anderes. Rau betont, daß sich auch unter den Herrscherfamilien Europas Mitglieder finden, die sich mancherlei haben zu Schulden kommen lassen. Da aber „eine Zusammenstellung und Besprechung gewisser Ereignisse nicht ohne Gefahr ist", macht Rau nur über den türkischen Sultan Abdul Hamid nähere Angaben. In dessen Harem ist man auf bisher ganz unbekannte Strafmittel verfallen. So werden dort z. B. die zartesten, empfindlichsten Teile des menschlichen Körpers stufenweise heftiger und heftiger gequetscht, sodaß vielfach sofort der Tod eintritt. Oder man legt den unglücklichen Opfern bis zum Glühen erhitzte Eier in die Achselhöhlen. Eine Sklavin tötete der Sultan erwiesenermaßen in seinem Bette durch einen Revolverschuß.

Mir scheinen alle diese Tatsachen zu beweisen, daß der Grausamkeitstrieb einem jeden Menschen innewohnt. Er ist nichts als eine besondere Form des Selbsterhaltungstriebs, die den Menschen im Kampfe ums Dasein schützen soll. So wenig, wie der Geschlechtstrieb in seinen Aeußerungen immer die Erhaltung der Art, die Fortpflanzung zur Folge hat, so wenig braucht deshalb die einzelne Aeußerung des Grausamkeitstriebes dem eigentlichen Zwecke dieses Treibes zu dienen. Wie die Betätigung des Geschlechtstriebes, so wird auch die des Grausamkeitstriebes dem einzelnen Menschen Selbstzweck.

Da nun aber die Wirkungen des Grausamkeitstriebes entschieden gesellschaftswidrige sind, muß die Gesellschaft diesen Trieb auf jede Weise zu unterdrücken suchen. Dies geschieht einmal durch die Erziehung. Sodann aber muß man der Grausamkeit den Boden entziehen, auf dem sie sich allein entwickeln kann. Rau sagt dazu: „Darum fort mit den letzten Resten der Grausamkeit in der Rechtspflege und in der Pädagogik, darum eine gesetzliche, humane Regelung der Dienstbotenfrage, die auch „der weißen Sklaverei" ein Ende macht. Darum fort endlich mit dem Urheber der meisten Grausamkeiten und Greuel, dem Kriege."

TIBERIUS.

Hans Rau: „Der Geschlechtstrieb und seine Verirrungen". Ein Beitrag zur Seelenkunde. Berlin 1903 bei Hugo Steinitz.

In dieser Schrift sucht Rau nichts Neues zu geben. Er will vielmehr die Resultate eines Krafft-Ebing, Moll, Schrenck-Notzing und anderer verdienter Gelehrter den weiteren Kreisen des Volkes zugänglich machen, da deren Werke „zum Teil wegen ihres hohen Preises und zum Teil auch wegen ihrer allzu abstrakten Darstellung nicht über die gelehrten Kreise hinaus gekommen sind."

Rau bespricht zunächst den Fetischismus, Sadismus und Masochismus an einer Reihe von geschickt gewählten Beispielen. Es folgt eine Besprechung des Pygmalionismus, des Exhibitionismus, der Nekromanie, der Koprolagnie und der Sodomie. Dabei erklärt Rau die statuenliebenden Pygmalionisten für verwandt mit den Nekromanen, d. h. Leuten, welche sich an Leichen vergehen. Worin diese besondere Verwandtschaft

besteht, ist mir allerdings unklar. Ein Schlußkapitel beschäftigt sich mit Homosexualität und Päderastie. Die darin entwickelten Ansichten sind aus den Schriften von Ulrichs und seinen Nachfolgern Gerling und Magnus Hirschfeld zur Genüge bekannt. — Nur hätte man die Homosexualität nicht z. B. mit der Koprolagnie auf eine Stufe stellen sollen.

Man darf unter allen Umständen, mag man sich zu den Ansichten Raus im Einzelnen stellen, wie man will, dem Verfasser für die Veröffentlichung dieses allgemein verständlichen Buches dankbar sein. Und sicherlich wird jeder edeldenkende Mensch folgende Sätze des Vorworts unterschreiben:

„Wer Anstoß an dem Thema dieses Buches nehmen und sich dadurch in seinem sittlichen Empfinden verletzt fühlen sollte, der lege es ruhig bei Seite. Ich schreibe für sittlich ernste Personen, nicht für jene augenverdrehenden frömmelnden Eiferer, die sich darüber ärgern, daß die Kinder nackt geboren werden, und deren unreife Phantasie selbst durch den Anblick einer göttlichen Venus von Milo erregt werden kann."

TIBERIUS.

Maria Janitschek: Mimikry. Roman. Herm. Seemann Nachf., Leipzig, 250 S. Mk. 2.50.

Im Mittelpunkt des interessanten Romans steht ein junger Antinous, von der „zarten Schönheit eines St. Sebastian", in den sich sein um wenige Jahre jüngerer Zögling Lucien ebenso verliebt, wie dessen entartete Mutter, Frau Brancu. Neben dem Hauptthelden Emil ist Lucien („ein Knabe von fast überirdischer Schönheit" pag. 19) die fesselndste Gestalt des Buches, dieser erblich Belastete, an dem sich die ganze Grausamkeit eines unerbittlichen Geschicks vollzieht. Man darf „Mimikry" nicht als Unterhaltungslektüre bemessen, es ist ein wertvoller Beitrag zur homosexualen Frage. Sei hier nur noch die Adonisszene (pag. 208) und der „Knabencafé" (pag. 116, ff) erwähnt, in dem sich die Meinungsverschiedenheiten um die beiden Namen Krafft-Ebing und Moll drehen. Die feinen psychologischen Schilderungen zeugen von einer eigenartigen Persönlichkeit, die uns um so mehr Interesse abfordert, als sie ganz objektiv, von der Warte des unvoreingenommenen Beschauers aus, und dabei feinfühlig und warmherzig zu erzählen versteht.

SINCERUS.

Die Gemeinschaft der Eigenen

Aufnahme jederzeit. Eintrittsgeld 3 Mk. Mindestbeitrag 20 Mk. pro anno. Außerordentliche Mitglieder-Versammlung: Freitag, am 3. Juli, abends 8½ Uhr im Logen-Restaurant zu Charlottenburg, Berlinerstraße 61. Eintritt nur gegen Mitgliedskarten. Tagesordnung: 1. Statutenänderung. 2. Vortrag: cand. med. Bab über „Lieblingminne und Sittlichkeit." 3. Künstlerischer Teil. — — Die wöchentlichen Zusammenkünfte finden jeden Freitag im Volkshause zu Charlottenburg, Rosinenstr. 3, statt.

Der Vorstand: Adolf Brand, Charlottenburg.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag:
Adolf Brand
Charlottenburg, Wilhelmplatz 1a
Druck von G. Reichardt, Groitzsch i. S.

DER EIGENE

tritt für die Wiedergeburt der Lieblingminne ein, für ihre natürliche und sittliche Berechtigung im öffentlichen und privaten Leben. — Er erstrebt die ästhetische und politische Pflege eines Freundschaftskultus, wie er zur Blütezeit der Antike Sitte war.

DER EIGENE will in der körperlichen und geistigen Erziehung der männlichen Jugend zur Unabhängigkeit und zu persönlicher Hingabe an Freund und Vaterland den schönsten und höchsten Kultus der Lieblingminne pflegen. — Er will in dem innigen Verhältnis von Jüngling zu Jüngling, von Mann zu Jüngling, und von Mann zu Mann dem Staate eine Quelle der Kraft erschließen, die der persönlichen Freiheit ebenso sehr, wie der Kunst und dem gemeinen Wohle dienen soll!

DER EIGENE will seine Anhänger zu einer einmütigen Phalanx sammeln, in der Alle für Einen und Einer für Alle stehen: treu, opferfreudig und kampfbereit!

Bei MAX SPOHR in LEIPZIG, Sidonienstr. 19B
wurden neuverlegt in deutscher einzig autorisierter Uebersetzung
folgende Schriften von

OSCAR WILDE

Dorian Gray ~ Roman	Mk. 3,—
Das Sonettenproblem des Herrn W. H. ~ Novelle	„ 1,20
Lady Windermeres Fächer ~ Das Drama e. guten Weibes	„ 1,50
Eine Frau ohne Bedeutung	„ 1,80
Salome ~ Drama in einem Aufzuge	„ 1,—
Der glückliche Prinz und andere Erzählungen	„ 1,50
Ein idealer Gatte	„ 1,80
Ernst sein! ~ Eine triviale Geschichte für seriöse Leute	„ 2,—

Die Schriften sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie direkt vom
Verlag von MAX SPOHR in Leipzig.

Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst
G. m. b. H.
Berlin SW. Friedrichstrasse 16

Wandschmuck-Sammlung von Meisterwerken klassischer Kunst

Kupferdruck-Kunstblätter in Groß-Imperial-Format
nach Original-Aufnahmen
herausgegeben von
Professor Dr. V. von Loga
Direktorial-Assistent am Kgl. Kupferstichkabinet in Berlin.

Volks-Ausgabe
auf weiß Kupferdruck mit China. Ladenpreis pro Blatt Mk. 10.—
Bis jetzt erschienen ca. 50 Blatt. Kataloge mit Abbildungen à Mk. 1.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
oder direkt von der Ges. z. V. kl. K.